

Ilka Quindeau

Verführung und Begehren

Die psychoanalytische Sexualtheorie
nach Freud

Klett-Cotta

Inhalt

Einleitung	7
I. Verführung, Begehren und Sexualität	22
Verführung: Ursprung der Sexualität	22
Freuds Verführungstheorie – ein unterschätztes Konzept	22
Nachträglichkeit – der zentrale Modus der Entstehung des Sexuellen	24
Die Universalität der Verführung – Desideratus ergo sum	29
Begehren als Einschreibung in den Körper	36
Neufassung des Triebkonzepts: »Begehren« statt »Trieb«	36
Wunsch und Bedürfnis	43
Spur und Umschrift	45
Die infantile Sexualität	51
Varianten infantiler Sexualität	58
Pubertät und Adoleszenz: Übergang zur Erwachsenensexualität	78
Exkurs: Kurzes Nachwort zur Sexualität der Erwachsenen	90
II. Männlich – Weiblich	94
Freuds Ansichten zu Männlichkeit und Weiblichkeit	94
Kontroversen zu Freuds Weiblichkeitskonzept	99
Bestandsaufnahme	118
Neuer Wein in alten Schläuchen? Die Wiederaufnahme der	
Diskussion seit den 1960er Jahren	123
Innere und äußere Genitalität	127
Sexualität und Reproduktivität	141
Sex und gender	159
Jenseits des Geschlechts: Trans- und Intersexualismus	164
Die Entsexualisierung des Geschlechterdiskurses	177
Männlichkeit: ein »dunkler Kontinent«?	189
Geschlechterdichotomie – Geschlechterspannung	197

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659,

Stuttgart 2008

Alle Rechte vorbehalten

Fotomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung des Verlags

Printed in Germany

Schutzumschlag: Roland Sazinger, Stuttgart

Foto: fotolia.com/Katja Behrns

Gesetzt aus der Minion von Kösel, Krugzell

Auf säure- und holzfreiem Werkdruckpapier gedruckt

und gebunden von fgb-freiburger graphische betriebe

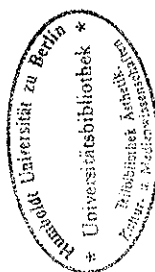
ISBN 978-3-608-94486-0

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische

Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.



14.11.2008-19387

III. Homosexualität, Heterosexualität, Perversion	225
✕ Objektwahl und phantasmatische Liebesbedingungen	225
✕ Heterosexuelles Begehren	236
Homosexuelles Begehren	242
Männliche Homosexualität	245
Weibliche Homosexualität	258
Die »Diktatur der Sexualität«	266
»Perversionen«, »Paraphilien«, »verkehrte Liebe«?	271

IV. Zusammenschau: Die »Aufhebung« der Geschlechterdifferenz – Schlaglichter auf die psychoanalytische Sexualtheorie

Dank	288
Literatur	300
	301
Personenregister	318

Einleitung

Trieb, Begehren und Verführung: Ansätze zu einer Neufassung der Freud'schen Sexualtheorie

Der Mythos Sexualität hat ausgedient. Im Unterschied zu Freuds Zeiten ist das Reden über sexuelle Wünsche und Phantasien – nicht zuletzt durch Talkshows und »Reality-TV« – inzwischen in hohem Maße banalisiert worden. Was früher als »pervers« galt, ist es längst nicht mehr; Gummi, Lack und Leder scheinen der Schmutzdecke entkommen und Einzug in viele Schlafzimmer gehalten zu haben. Ganz selbstverständlich denken junge Frauen heute über die Möglichkeit nach, künstliche Befruchtung in Anspruch zu nehmen, statt – wie bisher üblich – durch Geschlechtsverkehr schwanger zu werden.

Diese drei Facetten beleuchten die tiefgreifenden Veränderungen des Sexuellen, denen wir nicht nur in der Alltagswelt, sondern auch in der therapeutischen Praxis begegnen. Verändert haben sich dabei nicht nur sexuelle (Funktions-)Störungen im engeren Sinne, beobachten lässt sich vielmehr ein ganzes Spektrum unterschiedlichster Phänomene. Rund 100 Jahre nach Freuds bahnbrechenden *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (1905d) steht psychoanalytisches Denken somit vor einer großen Herausforderung, vor einer vielfältig gewandelten Situation, die erneutes Nachdenken über Sexualität, Lust und Begehren, über Männer und Frauen, ihr Verhältnis unter- und zueinander verlangt. Die *Drei Abhandlungen* – der zentrale Text der Psychoanalyse über Sexualität – bedürfen einer grundlegenden Revision.

Seit Ende der 1960er Jahre ist diese Enttraditionalisierung und Pluralisierung sexueller Lebensformen zu beobachten, die sexuelle Orientierungen und Präferenzen, Beziehungs- und Familienformen ebenso umfassen wie Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit. Durch Studenten-, Frauen- und Homosexuellenbewegung wurden solch grundlegende Veränderungen in diesem Bereich in Gang gesetzt, die üblicherweise und doch mythologisiert als »sexuelle Revolution« bezeichnet werden. Emphatisch sprach etwa Wolfgang Ioh noch 1968 davon, dass freie geschlechtliche Beziehungen nun jedem Menschen, und nicht nur einer bestimmten privilegierten Schicht, möglich geworden seien, und führt dies auf zwei Realfaktoren zurück: Zum einen erlaube wissenschaftliche Forschung Geschlechtsakte ohne Gefahr einer Schwangerschaft und mit stark eingeschränktem Risiko der

Kapitel I Verführung, Begehren und Sexualität

Verführung: Ursprung der Sexualität

Freuds Verführungstheorie – ein unterschätztes Konzept

Die Verführungstheorie hat einen eigentümlichen Platz im psychoanalytischen Theoriegebäude: Wie kein anderes Konzept wird sie im Wesentlichen von deren Widerruf her wahrgenommen. Freud selbst sprach im übrigen gar nicht von einer Theorie – dazu wurde sie erst von den Historikern der Psychoanalyse ernannt –, sondern im Gegenteil von einem »folgeschweren Irrtum«, den zu beheben er zeit- und lebensbemiht war (Freud, 1925 d, 59 f.). Ursprünglich war sie dazu gedacht, dem Rätsel der Hysterie auf die Spur zu kommen; inzwischen nimmt man sie – oder vielmehr den Widerruf – für die unterschiedlichste Themen und Probleme in Anspruch. Aus Sicht ihrer Kritiker und Kritikerinnen wurde infolge dieser Rücknahme zum Beispiel die infantile Sexualität erst entdeckt, die Bedeutung der unbewussten Phantasien erkannt oder sogar die Entstehung der Psychoanalyse erst möglich gemacht, während ihre Befürworter in Freuds raschem Widerruf den Anfang vom Ende der Psychoanalyse sehen wollen und ihm sogar vielfach unlautere persönliche Motive für diesen Paradigmenwechsel unterstellen (u. a. Masson, 1986; Krüll, 1979; vgl. Quindeau, 2004 a). Ich werde diese – wie mir scheint – wenig fruchtbaren Kontroversen ruhen lassen und aus den frühen Schriften Freuds konstruktive Perspektiven für die weitere psychoanalytische Theoriebildung entwickeln. In der Verführungstheorie sehe ich einen ersten Ansatz zu einer Sexualtheorie; sie gibt Auskunft nicht nur über die Ätiologie der Neurosen, sondern darüber hinausgehend auch über die Entstehung der menschlichen Sexualität.

Worum geht es in dieser Theorie? Im Unterschied zu den damals üblichen medizinischen Theorien führte Freud die Hysterie weder auf hereditäre noch somatische, »degenerative« Faktoren zurück. Er formulierte vielmehr ein Traumamodell, in dem die psychische Verarbeitung eines Ereignisses – und nicht etwa das Ereignis selbst – als Erinnerung die entscheidende ätiologische Rolle spielt. Poin-tiert kommt diese Einsicht in dem berühmten Satz: »Der Hysterische leidet größtenteils an Reminiszenzen« (Freud, 1950 a, 86) zum Ausdruck. Damit lässt diese

Theorie den traditionellen medizinischen Traumbegriff mit seiner Gegenüberstellung von (objektivem) Ereignis und (subjektivem) Erlebnis hinter sich und beschreibt ein ineinander verwobenes, dialektisches Verhältnis von »Innen« und »Außen«, von »Subjekt« und »Objekt«.

Freuds verführungstheoretische Überlegungen stammen aus seiner Beschäftigung mit psychischen Erkrankungen wie Hysterie und Zwangsvorstellungen, die er als Abwehr-Neuropsychoosen bezeichnete. Die neurotischen Symptome entstünden bei dem Versuch, unerträgliche, peinliche Vorstellungen abzuwehren. Solche Vorstellungen gingen, wie er meinte, auf sexuelle Erlebnisse in der frühen Kindheit, in der Zeit vor der Pubertät zurück, von denen die hysterischen Patientinnen in der Behandlung berichteten. Sie erzählten von sexuellen oder erotischen Beziehungen, von Verführungen bis hin zu gewaltsamen sexuellen Übergriffen, die von erwachsenen Pflegepersonen, Verwandten, Lehrkräften beiderlei Geschlechts oder auch von etwas älteren Kindern ausgegangen seien. Freud sah in diesen Erlebnissen einen wesentlichen Faktor bei der Neurosenentstehung, aber er wunderte sich, wie häufig solche Vorkommnisse gewesen sein sollten – so viele perverse Erwachsene hätte es eigentlich gar nicht geben können – und dass sie so regelmäßig in der Lebensgeschichte hysterischer Patientinnen auftraten.

Von Zweifeln an dieser Regelmäßigkeit umgetrieben, entschloss sich Freud zu einem folgenschweren Schritt: Er machte sich frei von der »Überschätzung der Realität und der Geringschätzung der Phantasie« (Freud, 1896 c, 440) und deutete die Berichte der Patientinnen seitdem weniger als Beschreibung realer sexueller Erlebnisse, sondern als Ausdruck unbewusster Phantasien. Dieser Schritt zog eine bis in die Gegenwart hinein mehr oder weniger heftig geführte Kontroverse nach sich. Während der häufig geäußerte, aber dadurch nicht weniger absurde Vorwurf, Freud – und mit ihm die Psychoanalyse – verharmlose oder leugne damit die Realität sexueller Gewalt gegen Kinder, wenig diskussionswürdig erscheint, lohnt es sich dennoch, diesem Paradigmenwechsel im Hinblick auf die weitere Theoriebildung nachzugehen. So gewinnen die Einsicht in die Bedeutung unbewusster Phantasien einerseits ist, so problematisch erscheint andererseits die »Geringschätzung der Realität« und überhaupt die scharfe Trennung von Phantasie und Realität. Allerdings erschließt sich die grundlegende sozialisatorische Bedeutung der Verführung, das Zusammenspiel von Phantasie und Realität, wie es die psychische Entwicklung jedes Menschen bestimmt, erst später in Jean Laplanches Allgemeiner Verführungstheorie. Durch ihn wird das Konzept Verführung zu einer Bereinigung der psychoanalytischen Theoriebildung, weil es unser Verständnis von

psychischer Entwicklung sowie vom Aufbau der psychischen Struktur immens erweitert, denn er beschreibt die Verführungssituation nicht als kontingente Missbrauchserfahrung, sondern als regelhafte, universelle Struktur der Beziehung von Kind und Erwachsenenem (Laplanche, 1988).

Nachträglichkeit – der zentrale Modus der Entstehung des Sexuellen

Freuds wichtigste theoretische Errungenschaft im Zusammenhang mit der Verführungstheorie ist das Konzept »Nachträglichkeit«. Mit diesem Modell verließ er die gängige lineare Vorstellung von Zeit, die unserem Alltagsbewusstsein unverbrüchlich erscheinende Abfolge von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, wonach die Zukunft aus der Gegenwart und diese aus der Vergangenheit hervorgeht. Das Konzept Nachträglichkeit lässt dagegen die Vergangenheit aus der Gegenwart heraus entstehen. Früheren Erfahrungen und Erlebnissen oder deren Erinnerungsspuren wird im Verlauf der Lebensgeschichte gemäß der aktuellen Gegenwart oder auch dem Entwicklungsstand ein neuer Sinn zugeschrieben. Mit dem Begriff Nachträglichkeit werde ich die wesentlichen Funktionen des Psychischen beschreiben. Sie liegt der gesamten psychischen Entwicklung zugrunde und entfaltet besondere Bedeutung bei der Entstehung des Sexuellen: Menschliche Sexualität konstituiert sich im Modus der Nachträglichkeit.

Was ist darunter genau zu verstehen? An einer frühen Krankengeschichte Freuds lässt sich dieses Konzept näher erläutern (Freud, 1950 a): Emma litt als Erwachsene darunter, dass sie nicht allein in ein Ladengeschäft gehen konnte. In der Behandlung erinnert sie sich daran, als Zwölfjährige einkaufen gegangen und dort zwei »Komis« (Verkäuferinnen) begegnet zu sein, die gelacht hätten. Daraufhin sei sie erschrocken weggelaufen. Sie habe dieses Lachen mit ihrem Kleid in Verbindung gebracht, außerdem habe sie sich von einem der beiden sexuell angezogen gefühlt (Szene I). Diese insbesondere in ihrer Wirkung – dem Erschrecken – zunächst unverständliche Szene wird durch eine weitere Erinnerung ergänzt: »Als Kind von acht Jahren ging sie zweimal in den Laden eines Greißlers [Krämers] allein, um Näschereien einzukaufen. Der Edle kniff sie dabei durch die Kleider in die Genitalien [Szene II, d. V.]. Trotz der ersten Erfahrung ging sie ein zweites Mal hin. Nach dem zweiten blieb sie aus. Sie macht sich nun Vorwürfe, daß sie zum zweitenmal hingegangen, als ob sie damit das Attentat provozieren hätte wollen.« (Freud, ebd., 445)

An diesem Beispiel zeigt sich die konstellative Verknüpfung mehrerer lebensgeschichtlicher Szenen zu einer Erinnerung, die traumatisch wirksam wird. Erst im

Lichte der Szene II wird die erste verständlich. Als mögliche assoziative Verbindung zwischen beiden vermutet die Patientin in der Analyse, das Lachen der »Komis« habe die Erinnerung an das Grinsen des »Greißlers« – und damit an den sexuellen Übergriß – damals unbewusst wachgerufen. Durch die pubertäre Reifung in der Zwischenzeit löste diese unbewusste Erinnerung eine sexuelle Reaktion aus, die aber aufgrund der Verdrängungsschranke nicht dem Bewusstsein zugänglich wurde, sondern sich in einen Schreckaffekt umwandelte. Entscheidend an Freuds Argumentation ist diese nachträgliche sexuelle Erregung. Durch sie erhält die Erinnerung einen Affekt, den das frühere Erlebnis nicht hatte. Die Veränderung durch die Pubertät ermöglichte ein anderes Verständnis des Erinnerten.

Gegen diese Argumentation wird vielfach eingewendet, ihr sei durch Freuds »Entdeckung« der infantilen Sexualität kurz darauf »der Boden entzogen worden«, entsprechend sei auch sein Konzept der Nachträglichkeit fragwürdig geworden, auch wenn er es später etwa in der Geschichte des »Wolfsmanne« herangezogen habe (vgl. z. B. Freud, 1895, 447). Diese Einschätzung der Nachträglichkeit als veraltetes Konzept, das an überholte Vorannahmen gebunden sei, findet sich häufig auch im angloamerikanischen Sprachraum, was auf die problematische Übersetzung in der Standard Edition von James Strachey mit »deferred action« zurückzuführen sein könnte (vgl. Laplanche & Pontalis, 1967). Als zeitlich verzögerte, verschobene Handlung wäre Nachträglichkeit auf die Ebene des Verhaltens reduziert und bliebe an das frühe physiologische Traumamodell Freuds gebunden, das inzwischen zu Recht als überholt gilt. Eine solche – dem Übersetzungsfehler geschuldete – Lesart von Nachträglichkeit lautet etwa folgendermaßen: Weil eine Reizüberflutung zu einem frühen Zeitpunkt in der Entwicklung eines Individuums das noch unreife Ich handlungsunfähig machen kann, ist eine Handlung erst verzögert unter der Bedingung eines mittlerweile gereiften Ichs möglich. Danach wäre die Geschichte der Patientin Emma so zu verstehen, dass sie mit dem Schreckaffekt *nachträglich* auf den Übergriß des Greißlers reagiert hätte, zu dem sie während des Übergrißes aufgrund der Reizüberflutung nicht fähig gewesen sei. Aber das wäre die inzwischen überholte Vorstellung vom Trauma als äußerem Ereignis, bei der die Triebentwicklung wie auch die Bedeutungszuschreibungen des Subjekts keine Rolle spielen.

Gegen diese problematische Lesart formuliere ich die potentielle Reichweite des Konzepts Nachträglichkeit und beziehe es weniger auf Handlungen als auf Bedeutungszuschreibungen im Sinne von Einschreibungen. Dazu ist es notwendig, Freuds eigene Eingführungen zu überwinden. Im Kontext seiner metapsychologischen Überlegungen zur Erklärung der Hysterie war das Konzept zunächst dazu bestimmt, in

der Sprache der Neuropsychologie Erregungsverläufe zu beschreiben. Es sollte begründen, dass erst die Erinnerung traumatisch im Sinne einer Reizüberflutung wirkt und nicht bereits das betreffende Ereignis. Bedeutungszuschreibungen, also der Sinn, den die Patientinnen bestimmten Erlebnissen zu verschiedenen Lebenszeitpunkten gaben, hielt Freud in diesem Zusammenhang daher für weniger wichtig.

Betrachten wir zunächst noch einmal Emmas Fallgeschichte, um die problematischen Aspekte der Freudschen Argumentation herauszuarbeiten. Zentralen Stellenwert in dieser Argumentation erhält der Vorgang der sogenannten »Sexualentbindung«, die neuronale Auslösung sexueller Erregung, die erst nach der Pubertät möglich sei (vgl. Freuds Konzept von Bindung und Entbindung im *Entwurf einer Psychologie*, 1895). Seit Freud die These von den zwei Phasen der menschlichen Sexualentwicklung aufgestellt und die infantile Sexualität in den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (1905 d) postuliert hat, lässt sich dieses Argument nicht länger aufrechterhalten. Ich glaube viel eher, dass auch die Kindheits-Szene beim Greißler schon von (wenn auch möglicherweise ambivalenten) Lustempfindungen begleitet war. Dafür sprächen die Schuldgefühle, Emmas Gedanke, sie hätte durch das nochmalige Hingehen vielleicht den Übergriff provozieren wollen. Im Lichte der späteren Theorieentwicklung Freuds verstehe ich die traumatische Szene wie folgt: Abgesehen von dem Lachen, das die Patientin für das wesentliche Verbindungsglied der beiden Szenen hält, kann eine solche Verbindung auch über die sexuelle Erregung hergestellt werden. Diese erhält in der Szene II – dem kindlichen Entwicklungsstand gemäß – eine andere Bedeutung als in oder nach der Pubertät. Das Zusammentreffen der beiden Szenen im Erinnerungsprozess versteht nun auch die Szene I mit einer sexuellen Dimension und knüpft an die damals unverstandene Bedeutung an, die das Mädchen nachträglich erschreckt und sich in Schuldgefühlen und Selbstvorwürfen äußert. Die anzunehmenden Lustgefühle in Szene II, die Emma als Kind wohl unproblematisch erschienen, werden ihr im Lichte der genitalen Sexualität nach der Pubertät anstößig und unerträglich. Hinzu kommt, dass Emma sich in der Erinnerung nicht als Mädchen sieht, das dem Übergreif eines Erwachsenen ausgesetzt war, sondern das passiv Widerfahrne in aktiv Herbeigeführtes umwandelt, womit sie einerseits das Gefühl von Hilflosigkeit und Ausgeleiertsein mildert, andererseits aber die Schuldgefühle verstärkt.

Mit zunehmendem Verstehenshorizont kann früheren Erlebnissen nachträglich ein anderer Sinn zugeschrieben werden. Dieser Sinn bleibt auch in meiner veränderten Lesart des Freudschen Konzepts Nachträglichkeit an die zugrundeliegenden körperlichen Prozesse gebunden. Allerdings verstehe ich diese nicht mehr als reine

Erregungsquantitäten, sondern als Erinnerungsspuren in Form neurologischer Bahnungen. Wie ich noch genauer ausführen werde, entfalten diese Erinnerungsspuren in den verschiedenen Stadien der psychosexuellen Entwicklung unterschiedliche Wirksamkeit, insbesondere unter der Bedingung der als Gegensatzpaare angelegten Triebchicksale. Das Konzept der Nachträglichkeit wäre damit in meiner Lesart so zu verstehen, dass neben der kognitiven Entwicklung im wesentlichen die psychosexuelle Entwicklung oder – im Erwachsenenalter – die dominierenden, unbewussten psychosexuellen Konfliktkonstellationen früheren Erlebnissen zu verschiedenen Zeitpunkten einen jeweils veränderten, neuen Sinn verleihen. In diese Konfliktkonstellationen gehen die gerade aktuellen psychischen Konflikte ein, die sich aus verschiedenen unvereinbaren intrapsychischen Instanzen und Prozessen ergeben. Besonders wichtig bei diesen Sinnbildungsprozessen ist der Aspekt, dass es sich – anders als etwa in konstruktivistischen Modellen – nicht um eine rückwirkende Zuschreibung von Sinn zu früheren Erlebnissen handelt. Die Vergangenheit wird nicht willkürlich konstruiert, sondern die unbewusste, konflikthafte Dimension früherer Erlebnisse drängt zu fortwährend neuen Umschreibungen. Nachträglichkeit bezeichnet also eine komplexe zeitliche Bewegung, die sowohl von der Gegenwart in die Vergangenheit wirkt als auch umgekehrt von der Vergangenheit in die Gegenwart. Damit wird die alltagsweltlich übliche, lineare Vorstellung von Zeit, die von der Vergangenheit in die Gegenwart führt und die Gegenwart gleichsam kausal aus der Vergangenheit hervorgehen lässt, aufgehoben. Ich fasse diese komplexe zeitliche Bewegung mit dem Begriff einer Konstellation – eines psychischen Zusammentreffens von Ereignissen und Erlebnissen aus unterschiedlichen Zeiten einer Lebensgeschichte –, um deutlich zu machen, dass eine lineare zeitliche Ordnung den psychischen Prozessen nicht zugrunde liegt, sondern durch sie erst geschaffen wird (ausführlich Quindeau, 2004 a).

Wenden wir uns noch einmal Emmas Krankengeschichte zu: Freud argumentierte in diesem Aufsatz – wie oben schon erwähnt – mit einem rein ökonomischen, einem energetischen Traumakonzept. Aber bei aller Problematik dieser Konzeptualisierung gelang es ihm, mithilfe dieses Konzepts die starre Gegenüberstellung von »Innen« und »Außen« zu überwinden und das Trauma zu einem relationalen Begriff werden zu lassen: Das Trauma besteht in einem Anstieg von Erregung, der die jeweils individuelle Bewältigungskapazität der psychischen Struktur übersteigt. In Emmas Fall bestand das Trauma darin, dass die *Erinnerung* an die Szene beim Greißler ein so hohes Maß an sexueller Erregung freisetzte, dass sie nicht adäquat abgeführt werden konnte und infolgedessen in Erschrecken und Flucht umgewan-

delt wurde. Ich betone noch einmal, dass das Trauma nicht in dem Übergang des Greißlers, also im Ereignis selbst besteht, sondern im Zusammenwirken der beiden Szenen in der Erinnerung. Das Trauma ist in der Erinnerung zu suchen; sie löst ansteigende Erregung und Flucht aus.

Mit diesen Überlegungen fällt noch einmal aus einer anderen Perspektive Licht auf die Konzeptualisierung des Sexuellen: Die sexuelle Erregung wird in dieser Fallgeschichte durch Erinnerung hervorgerufen und nicht allein etwa durch visuelle Wahrnehmung oder taktile Stimulierung. Selbst wenn man der Freudschen Darstellung hinzufügen kann – wie ich dies auch vorgeschlagen habe –, dass Emma auch schon in der Kindheitsszene beim Greißler sexuell erregt wurde, entstand das hohe Maß an Erregung, das schließlich zur Flucht führte, erst Jahre später in der Szene mit den »Kommis«, also aus der Verknüpfung von aktueller Wahrnehmung und Erinnerung. In dieser weitgehenden Unabhängigkeit von konkreten Wahrnehmungszuständen liegt, wie ich meine, ein wesentliches Charakteristikum menschlicher Sexualität – etwa im Unterschied zu anderen Lebewesen.

Beim konstellativen Traumabegriff, der das Zusammenspiel von »Innen« und »Außen« sowie von (mindestens) zwei Zeitpunkten bezeichnet, ist die genuine Leistung der Freudschen Verführungstheorie zu erkennen. Freud hat diese Theorie zwar oft geradezu emphatisch an verschiedenen Stellen seines Werks widerrufen, aber diesem Widerruf darf man misstrauen; es sieht viel eher so aus, als hätte er die Verführungstheorie nie gänzlich aufgegeben. Immerhin verlässt er mit diesem Widerruf eine Linie seiner Theoriebildung, die Laplanche (1996) in Analogie zur Kopernikanischen Revolution als kopernikanisches, dezentrisches Denken bezeichnet. Laplanche unterteilt dieses Freudsche Denken in ein ptolemäisches und ein zentrisches, die sich in seinem Werk beständig abwechseln. Die Kopernikanische Wende legt nahe, »dass der Mensch, selbst als erkennendes Subjekt, nicht das zentrale Referenzsystem dessen ist, was er erkennt. Genauso wenig, wie die Sterne nicht um ihn kreisen, erkennen sie den Primat unserer Erkenntnis an.« (Laplanche, 1996: 11) Diese Einsicht in die Dezentrierung des Subjekts findet ihren Niederschlag in der Konzeption des dynamischen Unbewussten, die Freud bekanntlich als dritte narzisstische Kränkung des Menschen nach Kopernikus und Darwin ironisiert (Freud, 1916–17a). Dieses dynamische Unbewusste unterscheidet sich vom deskriptiven Unbewussten, wie es von anderen wissenschaftlichen Disziplinen wie zum Beispiel der Neurobiologie verwendet wird, weniger durch die These, dass das Verhalten und Erleben im wesentlichen durch diese Instanz und in sehr viel gering-

gerem Ausmaß etwa durch bewusste Absichten gesteuert wird, als vielmehr durch die Annahme, dass das Unbewusste ein Bereich menschlichen Erlebens ist, der nicht positiv, nicht durch seine Inhalte oder durch den Unterschied zum Bewussten, beschrieben werden kann. Als Bereich, der grundlegend der Erfahrung entzogen ist (vgl. Waldenfels, 2002), oder als Begriff eines Fehlens (vgl. Gondek, 1990), der das Paradoxe des Unbewussten – etwas entzieht sich dem Bewusstsein und wird doch gewusst – zu fassen sucht, stellt das Unbewusste das Selbstverständnis des modernen Subjekts nachhaltig in Frage. In dieselbe Richtung weist auch die Verführungstheorie, die den Primat des Anderen hervorhebt.

Deutlicher als in der Freudschen Fassung wird dieser Primat des Anderen erkennbar in Laplanches Lesart. Aus dessen Allgemeiner Verführungstheorie lässt sich ein Strukturmodell zur Entwicklung des Psychischen herausarbeiten (Quindeau, 2004a). Versteht man Verführung als grundlegende Sozialisationsstruktur, bietet sich zugleich ein Ansatz zur Konzeptualisierung menschlicher Sexualität, die ihren Ursprung im Anderen findet.

Die Universalität der Verführung – *Desideratus ergo sum*

Wenn ich mit Laplanche die Verführungstheorie als Strukturmodell interpretiere, bedeutet dies, in der Verführungssituation keinen gewaltsamen sexuellen Übergang, sondern eine allgemeine sozialisatorische Situation zu erkennen. Verführung bildet das Grundmuster für die frühe Beziehung eines Kindes zu einem oder einer Erwachsenen, aus der sich die psychische Struktur des Kindes im allgemeinen und das sexuelle Begehren im Besonderen entwickelt. Den Ursprung menschlicher Sexualität sehe ich demnach im wesentlichen in einer sozialen Situation. Mit dieser These sind biologische Annahmen durchaus kompatibel, wonach die genetische Ausstattung des Menschen auch Organe zur Fortpflanzung vorsieht. Doch erklären solche Theorien, die Sexualität als im wesentlichen anlagebedingt begreifen, nicht das entscheidende Kennzeichen menschlicher Sexualität: die Unabhängigkeit sexueller Erregung von sinnlicher Wahrnehmung. Das verweist auf die Bedeutung bewusster und unbewusster sexueller Phantasien, die ich nicht als genetisch bedingt konzipiere, sondern als Resultat von Introjektions- und Identifizierungsprozessen in sozialen Interaktionen. Der Begriff Verführung bringt neben dem Primat des Anderen in der Entwicklung des Subjekts auch den grundlegend sexuellen Charakter dieser Beziehung zur Geltung, die von unbewussten sexuellen Botschaften der Erwachsenen an das Kind geprägt ist.

Laplanche (1988) unterscheidet in systematischer Absicht verschiedene Ebenen von Verführungsszenen: die Urverführung, die frühzeitige Verführung und die pädophile Verführung. Die wichtigste in seiner Theorie ist die Urverführung; mit den beiden anderen Formen beschäftigt sich Laplanche kaum. Während letztere sich auf kontingente, mehr oder weniger gewaltsame sexuelle Erlebnisse eines Kindes mit einem Erwachsenen bezieht, erhält die frühzeitige Verführung allgemeinen Stellenwert, weil sie mit den üblichen, unvermeidlichen Pflegehandlungen an einem Säugling einhergeht. Mit dem Begriff Urverführung wird dagegen kein Verhalten, sondern die universelle Struktur der Beziehung eines Kindes zu einem Erwachsenen beschrieben. Diese Beziehung ist durch eine grundlegende Asymmetrie gekennzeichnet: Hier begegnen sich ein Kind, dessen psychische Struktur sich gerade erst entwickelt, und ein erwachsener Mensch mit einer bereits aus gebildeten psychischen Struktur. Laplanche legt den Fokus seiner Theorie nun auf diese fundamentale und folgenreiche Differenz von Kind und Erwachsenen und fragt nach den Konsequenzen, die sich daraus für die menschliche Entwicklung ergeben. Diese Sichtweise ist zunächst irritierend, weil sie die Richtung des gewohnten Blicks auf die Eltern-Kind-Beziehung umkehrt. So wird zum einen die kindliche Entwicklung üblicherweise aus der Perspektive des Kindes als Subjekt dieser Entwicklung betrachtet; das Paradigma der modernen Entwicklungspsychologie kann man in Anlehnung an führende Fachvertreter pointiert zusammenfassen: »Der Mensch als Gestalter seiner eigenen Entwicklung« (Oerter & Montada 1982). Zum andern wird die Eltern-Kind-Beziehung im wesentlichen als Interaktion konzipiert, als Beziehung von im Prinzip gleichen Partnern, die sich gegenseitig beeinflussen. Betont wird mit dieser Perspektive folglich die Gleichheit und nicht die Differenz wie bei Laplanche. Dieser Paradigmenwechsel in der Betrachtung des Kindes trat in der Entwicklungspsychologie vor rund 25 Jahren ein und prägt inzwischen auch das Alltagsverständnis: »Während lange Zeit sozusagen selbstverständlich das Verhalten der Eltern als Bedingung, das Verhalten der Kinder als Folge interpretiert wurde, trifft man in jüngerer Zeit häufiger auch die umgekehrte Betrachtungsweise (das Kind als Verursacher des Elternverhaltens) oder auch die Analyse der Interaktion eines Eltern-Kind-Systems.« (Oerter & Montada, 1982, 22)

Dieser Linie folgt die Entwicklungspsychologie bis heute (vgl. Oerter & Montada 1995), insbesondere auch die Säuglingsforschung mit Konzepten wie dem »kompetenten Säugling« (Dornes, 1993; Stern, 1985, 2005 u. a.). Während Säuglinge noch vor einigen Jahrzehnten als mehr oder weniger passive Wesen betrachtet wurden

die in den ersten Monaten kaum etwas anderes tun als schlafen und Nahrung aufnehmen und dementsprechend auch außer emotionaler Zuwendung nur wenig brauchen, was über die elementaren Pflegehandlungen hinausgeht, gelten Kinder heute vom ersten Lebensmoment an als aktiv, neugierig, kommunikativ und kompetent; sie wollen die Welt erkunden und veranlassen die Erwachsenen, sich gemäß ihren Wünschen und Bedürfnissen zu verhalten. Wenngleich sich all diese Verhaltensweisen zweifellos bei Säuglingen beobachten lassen, liest sich diese Aufzählung mit wenigen Änderungen doch fast wie eine Stellenbeschreibung für Führungskräfte. Die Ideale der modernen Gesellschaft gehen projektiv in die Bilder einer frühen Kindheit ein. Selbstbestimmung und Autonomie sind derzeit offenbar konsensitiv für das menschliche Selbstverständnis und prägen somit zumindest tendenziell auch die Vorstellungen vom Säugling.

Dieser Sichtweise setzt Laplanche einen differenztheoretischen Ansatz entgegen und hebt die Asymmetrie in der Beziehung von Kind und Erwachsenen hervor, er fokussiert die Struktur der Beziehung und nicht das interaktive, wechselseitige Verhalten der Beteiligten. Damit vertritt er eine andere Position als die heute in der Entwicklungspsychologie übliche und betrachtet das Kind nicht als »Gestalter seiner Entwicklung« im geläufigen Sinne des modernen autonomen Subjekts, sondern vielmehr als strukturell dem Anderen unterworfen (als Subjekt im wörtlichen Sinne von »sub-jectum«). Die menschliche Entwicklung wird damit nicht vom Ich aus, sondern vom Anderen, Fremden, Unverfügbaren her konzipiert. Diese Blickrichtung – der Primat des Anderen – entspricht dem zentralen Anliegen der Psychoanalyse, die das Handeln und Erleben im wesentlichen als vom Unbewussten, also dem Ich nicht Zugänglichen, Unverfügbaren, bestimmt sieht.

Die Urverführung stellt für Laplanche eine anthropologische Grundsituation dar; das Kind ist seit dem Augenblick der Geburt mit der Welt der Erwachsenen konfrontiert. »Aber diese Erwachsenenwelt ist keine objektive Welt, die das Kind zu entdecken und zu erfahren hätte, so wie es lernt zu laufen oder die Dinge zu handhaben. Die Welt ist durch (linguistische oder bloß semiologische, d.h. prä- oder paralinguistische) Botschaften gekennzeichnet, die das Kind in Anspruch nehmen, bevor es diese noch versteht und welchen es Sinn verleihen und auf welche es Antworten geben muß.« (Laplanche, 1988, 221 f.)

Die Begegnung des Säuglings mit der Erwachsenenwelt besteht insbesondere in der Konfrontation mit »rätselhaften Botschaften«. »Rätselhaft« für ihn sind diese Botschaften zum einen, weil er sie aufgrund seiner noch wenig ausgebildeten somatischen, kognitiven und affektiven Reaktionsmöglichkeiten nur sehr unzureichend

verarbeiten kann; zum andern sind sie aber auch dem Erwachsenen nicht vollständig verfügbar, weil sie nicht nur aus bewussten Anteilen bestehen, sondern auch von unbewussten Strebungen durchsetzt sind. Die Botschaften werden daher zu einem für beide Teile rätselhaften Signifikanten, der das Kind zu Übersetzungsversuchen nötigt. Denn von diesen Botschaften geht ein Anspruch aus, auf den das Kind nicht nicht-antworten kann. Das Konzept Anspruch und Antwort, wie es sich etwa in der phänomenologischen Philosophie von Bernhard Waldenfels (u. a. 1997) findet, halte ich im übrigen auch für adäquater, um die Verführungsszene zu beschreiben, als den Begriff Botschaft, dem eher die Vorstellung anhaftet, daß es etwas zu Vermittelndes gäbe, etwas, das genau identifiziert und benannt werden könnte. Vielmehr handelt es sich bei dem Konzept »rätselhafte Botschaft« um etwas, das auch für den, von dem sie ausgeht, nicht durchsichtig ist. Der Terminus Anspruch enthält auch den im Verführungszusammenhang passenden Doppelsinn von Anrede und Präntention, die jemand erhebt: Wenn ich einen anderen anspreche, stelle ich unvermeidlich auch Ansprüche, auf die der andere reagieren muss (vgl. Waldenfels, 1997).

Über die »rätselhaften Botschaften« mit ihrem unzweifelhaft sexuellen Charakter wird das Kind mit dem Begehren eines Erwachsenen konfrontiert, mit unbewussten sexuellen Phantasien, die unvermeidlich durch diese intime Beziehung mobilisiert werden. Dieser letzte Punkt ist noch einmal zu betonen: In der Beziehung zum Kind werden unbewusste *Phantasien* angesprochen, die den Eltern selbst nicht zugänglich sind und als rätselhafte Botschaft fungieren; keinesfalls geht es bei diesen Überlegungen in konkretistischer Weise um sexuelle *Handlungen*. Das unbewusste Begehren der Erwachsenen wird in der Beziehung zum Kind zu einem Anspruch, zu einem »Fremdkörper«, der das Kind zu einer Antwort nötigt. Über Introjektions- und Identifizierungsprozesse werden die unbewussten sexuellen Phantasien der Erwachsenen zu einem Teil der psychischen Struktur des Kindes. In den nachfolgenden Kapiteln werde ich dies an verschiedenen Aspekten noch näher ausführen.

Laplanche konzipiert diese Verführungsszene, die Konfrontation des Kindes mit dem Unbewussten, dem Begehren und der Sexualität der Erwachsenen, als traumatischen Einbruch in die Kinderwelt. Die rätselhaften Signifikanten werden in das Kind eingepflanzt und bilden einen inneren Fremdkörper, der jeder Metabolisierung, jeder Verarbeitung im Sinne eines Stoffwechselprozesses, unzugänglich ist (Laplanche, 1996, 111 ff.). Diese Überlegungen haben sich inzwischen als äußerst konstruktiv für die psychoanalytische Theoriebildung erwiesen – sie dienen etwa

zur Konzeptualisierung der Entstehung der psychischen Struktur, des Unbewussten und der Sexualität oder zur Klärung von Prozessen wie der Verdrängung, der Introjektion und der Übertragung (vgl. Bayer & Quindeau, 2004).

Daneben weist Laplanches Argumentation allerdings auch einige problematische, nach wie vor ungeklärte Punkte auf: So erweckt sie den Eindruck, als stünde der Erwachsenenwelt eine »Kinderwelt« gegenüber. Stattdessen möchte ich betonen, dass diese Kinderwelt in diesem Prozess erst konstituiert wird, so dass man nicht von einem »Einbruch« sprechen kann, der etwas bereits Bestehendes voraussetzen würde. Die Vorstellung einer von Erwachsenen unabhängigen »Kinderwelt« bedient vielmehr das Klischee vom asexuellen, »unschuldigen« Kind. Solch ein paradissicher Zustand vor dem Sündenfall findet sich etwa bei Ferenczi (1933), den Laplanche allerdings zu Recht kritisiert, weil das Kind existentiell auf »fremde Hilfeleistung« angewiesen ist und ohne einen Erwachsenen in der ersten Zeit nicht lebensfähig wäre.

Doch noch aus anderen Gründen bleibt für mich die Frage bestehen, ob man die Konfrontation des Kindes mit dem Begehren der Erwachsenen überhaupt sinnvoll als »traumatischen Einbruch« beschreiben kann. Die Frage kann auch noch zugespitzt werden: Bedeutet diese Begegnung denn notwendig eine Konfrontation? Ich bin mir durchaus bewusst, dass ich mit dieser Frage einen breiten Konsens in der psychoanalytischen Theoriebildung infrage stelle. Denn unisono gehen Analytiker und Analytikerinnen unterschiedlichster Provenienz – »Freudianer« ebenso wie »(Neo-)Kleinianer« oder »Lacanianer« – gleichsam selbstverständlich, wenn auch mit unterschiedlicher Akzentuierung, von der Vorstellung einer traumatischen Konfrontation von Erwachsenen- und Kinderwelt aus. Ich möchte anregen, diese Selbstverständlichkeit zu hinterfragen, denn die Argumentation einer traumatischen Begegnung von Kind und Erwachsenen weist eine Reihe von Problemen und immanten Widersprüchen auf. Um diese zu beheben, schlage ich eine grundlegende Akzentverschiebung im Hinblick auf die psychoanalytische Theorie von der Entstehung des Subjekts, des Unbewussten und der Sexualität vor: vom Trauma des (entstehenden) Subjekts zum Begehren des Anderen.

Als grundlegenden Einwand möchte ich zuerst hervorheben, dass beides, sowohl der traumatische Einbruch als auch die Konfrontation, die (Ich-)Struktur bereits voraussetzt – damit überhaupt etwas angegriffen oder überwältigt werden kann –, deren Entstehen aber erst erklärt werden soll. Wenn dem (sexuellen) Unbewussten eine zentrale, grundlegende Bedeutung innerhalb der psychischen Struktur zukommt, erscheint es mir problematisch, vor seinem Entstehen noch eine andere

psychische Struktur anzusetzen. Laplanche (1988) diskutiert eine ähnliche Frage unter dem Aspekt der Verdrängung, von der er die Urverdrängung unterscheidet, um zu verhindern, dass das Explanans zum Explanandum wird, bezieht sich dabei aber, soweit ich sehe, nicht auf das Problem des Traumas.

Laplanches Hauptargument, das für den traumatischen Charakter dieser Beziehung spricht, ist die unzureichende somatische, emotionale und kognitive Ausstattung des Säuglings zur Verarbeitung der rätselhaften Botschaften. Von besonderer Bedeutung sei dabei die sexuelle Unreife des Kindes, denn die menschliche Sexualentwicklung verläuft ja in zwei weit auseinanderliegenden Phasen. Erst nachträglich, nach dem Eintreten sexueller Reife könnte sich dem (ehemaligen) Kind die Bedeutung erwachsener Sexualität erschließen. Der Krankengeschichte Emmas vergleichbar konstituiert sich zu diesem postpubertären Zeitpunkt dann offenbar auch das universelle Trauma der Allgemeinen Verführungssituation. So zutreffend die Annahme von unzureichenden Verarbeitungsformen erscheint, so wenig schlüssig ist für mich die Annahme, dass dies in traumatischer Weise erfolgt, auch noch aus einem weiteren Grund. Nach einer gängigen psychoanalytischen Konzeptionalisierung ist ein Trauma durch die sogenannte »traumatische Trias« von Intrusion, Verleugnung und Erregung gekennzeichnet (vgl. Fischer & Riedesser, 1998).

Diese drei Dimensionen müssten erkennbar sein, damit man im klinischen Sinne von einem Trauma sprechen kann. Doch wird der Säugling tatsächlich überflutet von den »rätselhaften Botschaften«? Steigt das physiologische Erregungsniveau durch die Anwesenheit von Erwachsenen in einem Ausmaß, das kaum eingedämmt werden kann? Da dies in der Regel nicht der Fall sein dürfte, halte ich es für wenig angemessen, der Beziehung von Erwachsenen und Kind traumatischen Charakter zuzuschreiben. Es geht mir in meiner Kritik um die theoretische Zuschreibung einer grundlegend traumatischen Qualität der Eltern-Kind-Beziehung. Damit will ich nicht abstreiten, dass es überflutende Erfahrungen für den Säugling gibt. Allerdings treten diese – in der Regel – nicht im Rahmen von Interaktionen auf, sondern werden durch die Abwesenheit eines (versorgenden oder schützenden) Anderen verursacht.

Ich möchte allerdings doch auch auf einen anderen bedeutsamen Aspekt in diesem Konstitutionszusammenhang hinweisen, der für die Beibehaltung des Traumbegriffs spricht: Es ist die Vorstellung, dass die rätselhafte Botschaft »wie ein Fremdkörper« in die psychische Struktur des Kindes transportiert wird und dort das Unbewusste etabliert. Um diesen Bereich des Anderen, Fremden und Unzugänglichen zu markieren, den das Unbewusste darstellt, scheint der Begriff Traum

doch wieder äußerst treffend, der ebenso einen Fremdkörper bezeichnet, der in der psychischen Struktur eingekapselt und eingedämmt werden muss, damit psychisches Funktionieren möglich wird. Und doch könnte man an dieser Stelle fragen, ob es wirklich sinnvoll ist anzunehmen, dass die rätselhafte Botschaft lediglich eingekapselt wird und als solche in der psychischen Struktur des Kindes bestehen bleibt. Das Bild des eingekapselten Fremdkörpers weckt möglicherweise unzutreffende Vorstellungen. Denn schließlich bringt die Auseinandersetzung mit dieser Botschaft produktive psychische Prozesse in Gang wie den Aufbau und die Differenzierung der psychischen Struktur. Angemessener erscheint mir daher die Vorstellung, dass sich diese Botschaft im Prozess der Auseinandersetzung auch verändert, dass sie teilweise verarbeitet und integriert wird, dabei aber schließlich doch ein Fremdkörper bleibt, wenngleich ein sich stetig wandelnder. Metaphorisch möchte ich das Bild vom Fremdkörper ergänzen durch das Bild von der Spur, welche die »rätselhafte Botschaft« in den Körper und in die entstehende psychische Struktur einschreibt und zu weiteren Umschriften antreibt.

Ausgehend von Laplanches Argumentation schlage ich nun einen anderen Weg ein und betone nicht die Traumatisierung des (entstehenden) Subjekts, sondern das Begehren des Anderen: Ich konzipiere die Beziehung zwischen dem Kind und dem Erwachsenen als einen Ort, an dem die psychische Struktur des Kindes, das Unbewusste und die infantile Sexualität auf eine nicht-endogene und nicht notwendige traumatische Weise entstehen. Nicht das Trauma des Subjekts, sondern das sexuelle Begehren des Anderen erhält in meinem Ansatz zentrale konstitutive Bedeutung. Das Begehren des Erwachsenen richtet sich als Anspruch auf den Säugling. Auf diesen Anspruch antwortet das Kind mit der Entstehung seines eigenen, infantil-sexuellen Begehrens. Der Konstitutionsprozess der Sexualität und darüber hinaus der gesamten psychischen Struktur könnte in Abwandlung der berühmten kartesischen Wendung »cogito ergo sum« pointiert formuliert werden mit »desideratus/a ergo sum« – »weil ich begehrt werde, bin ich«.

Diese Formulierung trägt der grundlegenden Heteronomie menschlicher Existenz Rechnung, die Passivform desideratus verweist auf die dem Einzelnen vorgängigen Strukturen, denen das Subjekt unterworfen ist, und zugleich auf die Angewiesenheit auf den Anderen im Prozess seiner Entwicklung. Das sexuelle Begehren ist somit weder ein endogener Prozess, also etwas, das genetisch bereits im Menschen angelegt ist, noch ist der Einzelne Subjekt oder Schöpfer seines Begehrens. Vielmehr verstehe ich jegliches Begehren als Antwort auf das Begehrte werden. Formuliert man die Entstehung des Begehrens unter dem Primat des Anderen, trifft man

damit nicht nur eine Aussage hinsichtlich der frühkindlichen Situation. So antwortet jegliches Begehren – auch im Erwachsenenalter – auf diese frühkindlich internalisierten Szenen des Begehrtwerdens durch Mutter, Vater oder eine sonstige Bezugsperson. Das Begehren des Anderen konstituiert die psychische Struktur und das Begehren des Subjekts. Dies ist – kurz zusammengefasst – in meiner Lesart die Essenz der Freud'schen Verführungstheorie.

Begehren als Einschreibung in den Körper

Neufassung des Triebkonzepts: »Begehren« statt »Trieb«

Im Mittelpunkt der Freud'schen Psychoanalyse steht das Triebkonzept; zu Recht sieht Wolfgang Mertens darin ein Konstituens der gesamten Theorie (Mertens, 1998). Gleichwohl gilt es in den letzten Jahren zunehmend als veraltet und überholt; aber dieser Bedeutungsverlust zeigt gravierende Folgen sowohl für die psychoanalytische Theoriebildung als auch für die therapeutische Praxis (vgl. Quindeau, 2005). Freud entwickelte seinen Triebbegriff in Auseinandersetzung mit dem Problem der menschlichen Sexualität. Im Laufe der Jahre wurde dieses Konzept zu einer Triebtheorie ausgebaut und vielfach überarbeitet. Aber diese Überarbeitungen führen immer weiter vom Sexuellen weg. Ich setze daher zur näheren Bestimmung des Sexuellen wieder am ursprünglichen Triebkonzept Freuds an und trage Argumente zusammen, die dafür sprechen, das Konzept beizubehalten und zu modifizieren, auch wenn die Bezeichnung »Trieb« dabei nicht zu retten ist, sondern – nur widerstrebend, weil damit unweigerlich eine Bedeutungsverschiebung und eben auch ein -verlust einhergeht – ersetzt werden muss.

Freud verwendete die Bezeichnung »Trieb« erstmals in den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Dieser Begriff wird nicht eigens eingeführt; er war in dieser Zeit geläufig und wurde allgemein in der Medizin von den damals führenden Sexualwissenschaftlern gebraucht (vgl. u. a. etwa Krafft-Ebing, 1877; Moll, 1897; Ellis 1898). Meine Vermutung geht nun dahin, dass vieles von den Missverständnissen in Bezug auf das Triebkonzept von dessen langer Begriffsgeschichte herrührt. Freud füllte einen geläufigen Begriff mit anderen Inhalten, konnte sich damit aber nicht durchsetzen und fiel vor allem in seinen späteren Schriften häufig selbst auf den traditionellen Bedeutungsgehalt zurück. Dieser wurde maßgeblich bestimmt vom Deutschen Idealismus; der Triebbegriff diente dazu, die Beweg- und Bestimmungs-

gründe menschlichen Handelns zu bezeichnen. Kant sieht im Trieb eine Naturalanlage: »Die Anlage für die Thierheit im Menschen ... ist dreifach: erstlich zur Erhaltung seiner selbst; zweitens zur Fortpflanzung seiner Art durch den Trieb zum Geschlecht und zur Erhaltung dessen, was durch Vermischung mit demselben erzeugt wird; drittens zur Gemeinschaft mit anderen Menschen, d. i. der Trieb zur Gesellschaft« (Kant, 1793; zit. n. Wetz, 1998). Im Unterschied zu Hegel, der im Trieb schließlich ein Streben nach Vernunft ausmacht, wird die Vorstellung vom Trieb als dunkle Seite der menschlichen Natur insbesondere von Schopenhauer und Nietzsche weiter ausgebaut. Ende des 19. Jahrhunderts veröffentlichte Albert Moll als einer der Pioniere der aus der Medizin hervorgegangenen Sexualwissenschaft seine Studien über den »Geschlechtstrieb«, über den es bis dahin kaum Untersuchungen gab (Sigusch, 2005). Moll wandte sich gegen die damals vorherrschende Annahme eines »Fortpflanzungstrieb«, hielt aber an einem »Geschlechtstrieb« fest, der sich aus einem »Detumescenztrieb« – als »organischer Drang zur Entleerung eines Sekrets« (Moll, 1897, 94) – sowie einem »Kontraktionstrieb« zusammensetzt, der »zur körperlichen und geistigen Annäherung« (ebd.) dränge. Auch wenn Freud nicht explizit Bezug auf Moll nimmt, war er offenbar stark von dessen Schriften beeindruckt (Sulloway, 1982), über die er jedoch an vielen Stellen – insbesondere beim Triebkonzept – sehr weit hinausgeht.

Doch die Konnotation vom Trieb als düstere Naturalanlage hielt sich bis in die Gegenwart und scheint dem Begriff auch nicht auszutreiben zu sein. Zumindest für das Alltagsverständnis – und schlimmer noch: sogar für das deutsche Strafrecht – ist der Geschlechtstrieb, der in dieser kruden Form meist Männern zugeschrieben wird, eine nur schwer zu beherrschende biologische Macht, die das Verhalten bestimmt. Für Freud jedoch war der Trieb – zumindest in den frühen Schriften – weder Natur noch Anlage. Bevor er diesen in seinem späteren Werk eindeutig der Natur zuschlug, war seine frühere Konzeptualisierung auch sozialisationstheoretisch zu lesen: Der Trieb oder das Triebchicksal entsteht vielmehr erst in der Interaktion von Erwachsenen und Kind und ist nicht als angeboren und reifungsbedingend zu verstehen.

Doch diese subtile Sichtweise, der selbst Foucault (2005) – der ansonsten die Psychoanalyse eher wenig schätzt – zugute hält, dass sie die verschlungene Einheit von Begehren und Verbot theoretisch fasst, kam offensichtlich bei vielen Rezipienten und Rezipientinnen der Freud'schen Schriften nicht an. Paradoxerweise wird Freud wegen eines Triebkonzepts kritisiert, das er nie vertreten hat. So soll er etwa einen »Geschlechtstrieb« in einem funktionell-hydraulischen Sinne – eine Art

»Dampfkesselmodell« – entworfen haben, was möglicherweise auf den Mollschen »Detumescenztrieb« zutreffen mag, aber am Freudschen Triebbegriff völlig vorbeigeht. Doch die Serie von Missverständnissen in der Rezeptionsgeschichte des psychoanalytischen Triebkonzepts, nicht nur im angelsächsischen Bereich, scheint nicht enden zu wollen, was verschiedenste Beiträge in einem jüngst erschienenen Sammelband zu den *Drei Abhandlungen* aufs Neue bestätigen (Dannecker & Katzenbach, 2005).

Doch zurück zu den *Drei Abhandlungen* selbst: In rhetorischer Absicht knüpft Freud gleich in den ersten Zeilen seiner Schrift an die Annahme eines biologischen »Geschlechtstrieb« an, die auch dem Alltagsverständnis vertraut sei, und beginnt sogleich, die »Ungenauigkeiten« und »Irrtümer« dieser Annahme schrittweise zu widerlegen (Freud, 1905). Während die energetische Dimension des Triebkonzepts schon in Freuds früherer Unterscheidung von äußeren und inneren Reizen anklingt (Freud, 1950 a), nimmt er nun eine Differenzierung in Quelle, Objekt und Ziel des Trieb vor. Im Unterschied zum Instinkt, der ein hereditär fixiertes Verhalten beschreibt, das im biologischen Sinne für die Erhaltung der Art notwendig ist, hat der Trieb weder ein festgelegtes Objekt noch ein vorgegebenes Ziel. Auch die Quellen des Trieb können sehr unterschiedlich sein, zumindest nach Freuds erstem Konzept, in dem er direkte und indirekte Quellen unterscheidet, direkte Reizung der erogenen Zonen durch verschiedene Stimuli ebenso wie allgemein »Muskel-tätigkeit«, »Affektvorgänge«, »intellektuelle Arbeit« (Laplanche & Pontalis, 1967). Erst in der weiteren Ausarbeitung der Triebtheorie sucht Freud dem Trieb eine ausschließlich somatische Grundlage zu geben, indem er dessen Quelle in Körperorganen ansiedelt (Freud, 1915 c). Doch wird die Frage, ob es sich beim Trieb um eine somatische Kraft oder um seelische Energie handelt, von Freud nicht entschieden. Wohl mit Bedacht lässt er die Doppeldeutigkeit des Trieb als Grenze zwischen dem Somatischen und dem Psychischen in all seinen Ausführungen bestehen und kommt in seinem Spätwerk schließlich zu der berühmten Einschätzung: »Die Trieblehre ist sozusagen unsere Mythologie. Die Triebe sind mythische Wesen, großartig in ihrer Unbestimmtheit.« (Freud, 1933 a) So sehr man Freud auch in seiner Wertschätzung des Unbestimmten und Unbestimmbaren zustimmen mag, so ist es doch nicht unproblematisch, eine Mythologie zum Fundament einer Wissenschaft zu machen. Dies bedeutet nun nicht, die Triebtheorie sogleich als unbrauchbar zu verwerfen, sondern erfordert erneutes Nachdenken, um das in dieser Theorie noch unausgeschöpfte Potenzial auszuloten und weiterzuführen.

Ein solches Potenzial sehe ich im Triebkonzept der frühen Schriften, weil es noch

nicht vom Ballast der mystifizierenden Spekulationen von Eros und Thanatos überlagert ist und sich auch noch nicht als im wesentlichen biologische Anlage begreift. Aber man kann die Bedeutungsverschiebung, die das Freudsche Gesamtwerk für den Triebbegriff aufweist, nicht einfach wieder rückgängig machen. Um das nach wie vor sinnvolle Konzept in modifizierter Form zu erhalten, schlage ich vor, den Begriff Trieb durch weniger vorbelastete Bezeichnungen ersetzen. Dazu bietet sich zum einen der Begriff »Wunsch« an, den Freud in der *Traumdeutung* im Zusammenhang mit der halluzinatorischen Wunscherfüllung entwickelte. Der Wunsch gilt dort – dem Trieb vergleichbar – als »Motor jeglicher psychischer Aktivität« (Freud, 1900 a). Trotz der offenkundigen Analogien dieser beiden Konzepte halte ich den Wunschbegriff auch nicht für wirklich angemessen, weil er zu sehr auf psychische Prozesse bezogen ist und die somatische Dimension außer Acht lässt. Zum andern bietet sich der Begriff »Begehren« an, der im Freudschen Werk keine Verwendung fand. Zum Schlüsselkonzept wurde es dagegen in der Psychoanalyse Lacans. Auch wenn es ein heikles Unternehmen ist, weil man natürlich nur schwer von dessen Wortgebrauch absehen kann, wage ich den Versuch, mit dem Begriff »Begehren« ohne (expliziten) Rekurs auf Lacan das ursprüngliche Triebkonzept Freuds wiederaufzunehmen und weiterzuführen. Sollten sich dabei Übereinstimmungen mit Lacan ergeben, sind diese eher zufällig als beabsichtigt.

Zur Bestimmung des Begriffs Begehren greife ich die folgenden wichtigsten Aspekte des Freudschen Triebbegriffs auf: Das Begehren stellt einen Grenzbegriff zwischen dem Somatischen und dem Psychischen dar. Es hat seinen Sitz im Körperlichen und ist zugleich eine psychische Repräsentanz. Mit »Begehren« gewinnen wir zudem einen Begriff, dem nicht – wie dem Triebbegriff – die problematische Dimension des Hereditären, des biologisch Angelegten, anhaftet. Damit eröffnet sich die Möglichkeit, die Entstehung des Begehrens explizit sozialisationstheoretisch zu fassen und in einem sozialen, »inter-subjektiven« Raum zu anzusiedeln. Die Bezeichnung »inter-subjektiv« gebrauche ich mit Absicht so zurückhaltend, weil im psychoanalytischen Diskurs inzwischen viele, sehr unterschiedliche Phänomene unter diesem Begriff gefasst werden. Mit »inter-subjektiv« werde ich nicht die Interaktionen zwischen Subjekten kennzeichnen, sondern in Anlehnung an den neueren phänomenologischen Diskurs (etwa Waldenfels, 2002) den Zwischenraum zwischen dem »Subjekt« und dem Anderen. »Subjekt« bedeutet dabei nicht mehr das Subjekt als autonom handelndes im Sinne des »cogito« in der Tradition von Aufklärung und Deutschem Idealismus, sondern das Subjekt als dem Anderen Unterwerfenes, das seine Entstehung erst ermöglicht. Der Primat des Anderen umfasst

ebenso Sprache, Kultur wie soziale Strukturen und Funktionen bis hin zu konkreten Menschen. Das Andere verstehe ich dabei als dem Subjekt vorgängig.

Aber nicht nur die Bezeichnung »Trieb« ist problematisch; dass das Triebkonzept zunehmend an Bedeutung verlor, könnte auch mit den verschiedenen späteren Differenzierungen zusammenhängen, die Freud an der Triebtheorie vornahm. Während in den *Drei Abhandlungen* nur von einem einzigen Trieb – dem Sexualtrieb – die Rede war, diversifizierte Freud die Triebe in seinen weiteren Arbeiten: In *Triebe und Tribschicksale* entwickelte er den Dualismus von sexuellen und Ich- oder Selbsterhaltungstrieben (Freud, 1915c) und in seiner letzten Abhandlung über die Triebtheorie in *Jenseits des Lustprinzips* schließlich den Gegensatz von Libido und Todestrieb (Freud, 1920g). Insbesondere diese letzte, wohl spekulativste und umstrittenste Konzeption, mit der Freud sowohl Anleihen in der Mythologie macht als auch die biologische Grundlegung des Triebs festigt, besiegelte wohl das Schicksal der Freudschen Triebtheorie. Mit der Diversifizierung nahm er dem Sexualtrieb seine prominente, herausgehobene Position und konzipierte ihn als einen Trieb unter anderen. Auf diese Weise leitete er selbst den Bedeutungsschwund des Sexuellen ein. Seine Nachfolger fügten der Gruppe von Trieben jeweils beliebige hinzu – wie zum Beispiel Adler (1981) den Selbstbehauptungstrieb, Bowlby den Bindungstrieb (1951), und Balint (1935) ersetzte die Libido durch die primäre Liebe. Dieses Vorgehen kann man über die Konzeptionen der Selbstpsychologen bis hin zu neueren Theorien etwa in der Säuglingsforschung weiterverfolgen; dort geht schließlich das Triebkonzept in unspezifischen Motivationssystemen auf (etwa bei Lichtenberg, 1989).

Während die psychoanalytische Theoriebildung diese Diversifizierung der Triebe weitgehend übernimmt, gibt es kaum Theorien, die an den Primat des Sexuellen anknüpfen, wie wir ihn in der ursprünglichen Fassung der *Drei Abhandlungen* finden. Die einzige Ausnahme bildet die oben schon skizzierte Allgemeine Verführungstheorie von Laplanche, der auch den Todestrieb als sexuellen Trieb konzipiert (Laplanche, 1999) und dadurch einen Monismus in der Triebtheorie zurückgewinnt, der die zentrale Bedeutung des Sexuellen hervorhebt.

Nun könnte man fragen, ob denn der Sexualität tatsächlich noch zu Recht zentrale Bedeutung im psychoanalytischen Denken zukommt. Mir geht es nun nicht darum, den Pansexualismus des 19. Jahrhunderts fortzuschreiben und jedem Krankheitsbild eine sexuelle Ätiologie zu unterstellen. Vielmehr frage ich nach der Bedeutung des Sexuellen für eine Theorie vom Menschen im allgemeinen, also über eine spezielle Krankheitslehre hinaus nach seinem theoretischen Stellenwert.

Die Triebtheorie ist aus drei Gründen von herausragender Bedeutung für die Psychoanalyse: 1. als Wissenschaft vom Unbewussten, 2. als Anthropologie und 3. als Sozialisationstheorie (Quinneau, 2005). Sie ist das unverzichtbare Fundament psychoanalytischen Denkens, denn nur durch sie wird die widersprüchliche, konfliktvolle und nichtidentische Dimension thematisierbar, die das menschliche Seelenleben aufweist.

Paradigmatisch für das Unbewusste, das Andere, das dem Ich Fremde, steht das sexuelle Begehren. Freud schreibt mit seiner Konzeption eines Unbewussten, das über das deskriptiv Unbewusste im Sinne eines (noch) Nicht-Bewussten hinausgeht, die zentrale Antriebskraft des Menschen, also alles, was sein gesamtes Verhalten und Erleben wesentlich bestimmt, einer Instanz zu, die sich dem (Selbst-)Bewusstsein und der (Selbst-)Bestimmung des modernen Subjekts entzieht.

Mit der Triebtheorie stellt Freud einen grundlegenden Sachverhalt heraus: Das Begehren ist von Grund auf konfliktvoll angelegt und dem bewussten Zugriff weitgehend entzogen. Die Konfliktlinien verlaufen zwischen dem Bewusstsein und dem Unbewussten, aber auch innerhalb des Unbewussten und zwischen einzelnen Subjekten. Der Konflikt ist somit unvermeidlich in die psychische Struktur eingeschrieben und keine Störung oder Abweichung, wie in anderen psychologischen oder psychotherapeutischen Theorien behauptet.

Wie bedeutsam der Konfliktbegriff für die psychoanalytische Theoriebildung ist, kann man auch an entwicklungspsychologischen Konzeptualisierungen wie der psychosexuellen Entwicklung aufzeigen, was ich weiter unten noch genauer ausführen werde. Im Laufe der psychosexuellen Entwicklung erwirbt das Kind verschiedene Modalitäten der Befriedigung(ssuche), die jeweils polar, als Gegensatzpaar von Aktivität und Passivität organisiert sind. Diese Wünsche sind an grundlegende Körperprozesse und -erfahrungen gebunden und werden verschiedenen Körperzonen zugeordnet: die Befriedigungsmodalitäten der Oralität (mit dem Gegensatzpaar von »einverleiben, verschlingen« und »verschlingen werden«), der Analität (mit dem Gegensatzpaar von »festhalten« und »loslassen«), der Phallizität/Genitalität (mit dem Gegensatzpaar von »eindrängen« und »aufnehmen«). Aus dieser Polarität der Befriedigungsmodalitäten erwachsen seelische Konflikte. Unvereinbar sind dabei zum einen die gleichzeitige aktive wie passive Ausrichtung der Wünsche: Man kann zum Beispiel nicht gleichzeitig festhalten und loslassen oder sowohl eindringen als auch aufnehmen. Zum anderen sind die Wünsche häufig auch in ihrer Richtung einander entgegengesetzt, wie etwa beim gleichzeitigen Auftreten des (oralen) Wunsches nach Verschmelzung und des (anal) Wunsches nach Abgrenzung oder

1. Verführung, Begehren und Sexualität

Individuation. Diese Konflikte haben eine doppelte Repräsentation: Sie sind einerseits intrapsychisch verortet und manifestieren sich andererseits in Objektbeziehungen. In der Regel werden solche Konflikte durch psychische Abwehrleistungen bewältigt; eine funktionierende Abwehr ermöglicht ein breites Spektrum an Befriedigungsmodalitäten. Nur im Krisenfall, etwa bei psychischer Krankheit, ist dieses Spektrum eingeschränkt; der Wunsch erfährt eine Entstellung im Symptom. Diese Entstellungen des Begehrens sucht die psychoanalytische Therapie zu bearbeiten, um die Vielfalt der Befriedigungsmodalitäten wieder verfügbar zu machen. So steht am Ende einer analytischen Behandlung als Ziel auch weniger eine gefällige Identitätskonstruktion als vielmehr eine erhöhte Ambiguitätstoleranz sowie die Einsicht, dass die Widersprüchlichkeit des Begehrens nie aufzulösen ist.

In den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* wendet sich Freud gegen das herkömmliche Verständnis von menschlicher Sexualität als im wesentlichen instinkthafte Verhalten oder biologischem Programm und beschreibt zugleich Grundzüge einer Anthropologie: Das Begehren, das Streben nach Lust und Befriedigung wird zur Hauptantriebskraft menschlichen Handelns. Sie bezieht sich nicht nur auf sexuelle Aktivitäten im engeren Sinne, sondern liegt jeder menschlichen Tätigkeit zugrunde.

Diese Antriebskraft – von Freud als Sexualtrieb oder Libido bezeichnet – ist nun, so behaupte ich, keineswegs als endogen-organische zu verstehen; sie ist keine biologische Anlage, sondern entwickelt sich im Verlauf einer individuellen Biografie. An diesem Punkt war Freud weit unentschiedener. Er konzipierte zwar den Trieb einerseits als Grenzbegriff zwischen dem Psychischen und dem Somatischen, das heißt, er ordnete diesen weder umstandslos dem Psychischen noch dem Somatischen zu, andererseits hielt er zeitweilig an der Hoffnung fest, irgendwann auch die organischen Grundlagen des Triebs fortgesetzte Schwanken zwischen Psychologie und Biologie nachgehen; das entdeckt man im übrigen auch an anderen Stellen seines Werks (vgl. Quinseau, 2004a), sondern nur Freuds zögerliche Haltung an diesem Punkt betonen. Denn an der Wirkungsgeschichte zeigt sich, dass Freud Nachfolger deutlich unterschiedener waren und den Trieb zunehmend als endogen biologische Anlage auffassten. In meiner Argumentation schlage ich einen anderen Weg ein und konzipiere auch den Trieb als etwas lebensgeschichtlich Erworbenes, das sich in somatischen Prozessen oder Strukturen niederschlägt. Triebe gehören meiner Sichtweise nicht zur biologischen Ausstattung des Menschen, sie sind keine

Anlage, die sich durch Reifungsprozesse zu Verhaltens- oder Erlebensmustern entwickelt, sondern Triebe konstituieren sich, entstehen in der Beziehung zwischen dem Kind und einem Erwachsenen.

Wunsch und Bedürfnis

Der Versuch, das Sexuelle in einem oszillierenden Prozess näher zu fassen und zugleich das Unbestimmbare zu wahren, ist nun nicht auf den Triebbegriff beschränkt. Weitere Facetten des Sexuellen kann man auch mit dem Wunschkonzept thematisieren, das Freud im Zusammenhang mit dem primären Befriedigungserlebnis des Säuglings in der *Traumdeutung* (1900a) entworfen hat. Aus diesem Erlebnis leitet Freud sein Konzept der halluzinatorischen Wunscherfüllung ab. Diese Wunscherfüllung gilt als wichtigste Funktion der Traumarbeit; darüber hinaus ist sie auch für die übrigen Formen psychischer Arbeit sowie ganz grundsätzlich für den Aufbau und die Differenzierung der psychischen Struktur von Bedeutung: Die Erfahrung von Befriedigung stellt sich beim Säugling – exemplarisch etwa beim Stillen oder Füttern – durch das Handeln eines oder einer Anderen ein. In Freuds Terminologie formuliert: Die Befriedigung, die Aufhebung einer Unlustspannung, braucht ein Objekt, das den inneren Reiz aufhebt. »Ein wesentlicher Bestandteil dieses Erlebnisses ist das Erscheinen einer bestimmten Wahrnehmung (der Nahrung im Beispiel), deren Erinnerungsbild von jetzt an mit der Gedächtnisspur der Befriedigung assoziiert bleibt. Sobald das Bedürfnis ein nächstes Mal auftritt, wird sich, dank der hergestellten Verknüpfung, eine psychische Regung ergeben, die das Erinnerungsbild jener Wahrnehmung wieder besetzen und die Wahrnehmung selbst wieder hervorrufen, also eigentlich die Situation der ersten Befriedigung wiederherstellen will. Eine solche Regung ist das, was wir einen Wunsch heißen; das Wiedererscheinen der Wahrnehmung ist die Wunscherfüllung.« (1900a, 571)

Der Wunschbegriff hat im Freudschen Denken zentrale Bedeutung: der Wunsch ist das Hauptkennzeichen der menschlichen Sexualität. »Im Gegensatz zur Liebe ist dieser definitiv auf eine bestimmte körperliche Grundlage angewiesen, und im Gegensatz zum Bedürfnis macht er die Befriedigung von phantasierten Bedingungen abhängig, die die Objektwahl und die Anordnung der Aktivität streng determinieren.« (Laplanche & Pontalis, 1967, 470)

Mit dem Wunschkonzept wird kein intentionaler, bewusstseinsfähiger Vorgang bezeichnet, sondern Freud beschreibt damit die Arbeitsweise des Unbewussten. Der Wunsch und insbesondere die Wunscherfüllung sind die wesentlichen Merk-

male der psychischen Arbeit des Unbewussten. Hervorzuheben ist an dem oben zitierten Definitionsversuch die Abgrenzung zum Bedürfnis. Während sich das Bedürfnis auf vitale physiologische Erfordernisse wie Nahrung, Schlaf, Wärme etc. bezieht, gehört der Wunsch in eine psychologische Kategorie: eine psychische Regung, die Erinnerungsspuren besetzt und die Wahrnehmung der Befriedigung wiederherstellen will. Im Unterschied zum Alltagsverständnis gibt es nach dieser Definition kein sexuelles *Bedürfnis*; menschlicher Sexualität liegt kein unabdingbares, zum Überleben notwendiges Erfordernis zugrunde, sondern ein Wunsch, der auf Befriedigung zielt und diese aber nicht vollständig und für immer erlangen kann.

Doch mit dem Wunschbegriff allein ist die menschliche Sexualität nicht zureichend zu fassen, weil er ihre somatische Dimension zu wenig berücksichtigt. Diese wiederum ist im Konzept »Bedürfnis« stärker enthalten, weshalb es sich anbietet, das Wunschkonzept mit bestimmten Teilen des Bedürfnisbegriffs zu verbinden. Aus der Differenzierung von Wunsch und Bedürfnis folgt eine je unterschiedliche Form der Erfüllung. Das Bedürfnis, die Aufhebung einer inneren Spannung, erfordert eine bestimmte Handlung, eine »spezifische Aktion«, und ein Objekt, um zur Befriedigung zu gelangen. Am Beispiel des Bedürfnisses nach Nahrung kann man das leicht nachvollziehen: Der Hunger macht sich als Unlust-Spannung bemerkbar und kann durch Nahrungsaufnahme gestillt werden; die Nahrung fungiert dabei als Objekt, das Essen als »spezifische Aktion«. Der Wunsch hingegen kann nicht in einer so materialistisch-konkreten Weise befriedigt werden; die »Erfüllung« besteht vielmehr in einer psychischen Tätigkeit – der Wiederbesetzung von Erinnerungsspuren mit dem Ziel einer »Wahrnehmungsidentität«, also eine Wiederholung jener Wahrnehmung, die mit der Befriedigung des Bedürfnisses verknüpft ist. »Die Struktur des Wunsches hat uns gelehrt, daß der Wunsch keine Spannung ist, die abgeführt werden kann; der Wunsch, so wie Freud ihn beschreibt, ist unstillbar.« (Ricoeur, 1974, 330) Für Paul Ricoeur ist der Wunsch ein Grenzbegriff zwischen dem Organischen und dem Psychischen, was auf die Affinität dieses Konzepts zum späteren Triebbegriff bei Freud verweist. Während der Wunsch in dieser frühen Fassung der *Traumdeutung* aus der inter-subjektiven Matrix seiner Entstehung herausgelöst und als weitgehend solipsistischer Vorgang erscheint, kommt dessen intersubjektiver Charakter im Triebbegriff deutlicher zum Ausdruck. Im Hinblick auf die Konzeptualisierung der Sexualität ist nun sowohl der inter-subjektive Entstehungszusammenhang – in Form der Verführungsszene zwischen Kind und Erwachsenen – von Bedeutung als auch die zumindest partielle oder temporäre

Befriedigung, die analog zum Bedürfnis durch Spannungsabfuhr – etwa im Organismus – erreicht werden kann. Dass dies jedoch kein rein physiologisches Geschehen ist, sondern auf psychischen Vorgängen beruht, macht der Wunschbegriff deutlich. Er zeigt zum einen, weshalb sexuelles Begehren prinzipiell unstillbar ist oder nur partiell und temporär befriedigt werden kann und sich immer wieder erneuert. Zum andern belegt er die konstitutive Bedeutung der Phantasie im sexuellen Erleben, die auf eine Wiederholung der Wahrnehmung von Befriedigung zielt und dazu nicht nur Erinnerungsbilder besetzt, sondern diese auch verändert und umgestaltet.

Der Wunsch geht auf eine Erinnerung zurück; er besteht in der Besetzung eines Erinnerungsbildes an eine Befriedigungssituation und dem damit verbundenen Streben nach erneuter Befriedigung. Insofern gilt der Wunsch als Motor jeglicher psychischer Aktivität. Mit dem Konzept halluzinatorische Wunscherfüllung fokussiert Freud in der *Traumdeutung* jedoch ausschließlich mentale Prozesse und lässt die körperliche Dimension außer Acht. Nachzutragen wäre daher eine Verknüpfung der beiden Schriften an diesem Punkt, indem man aus dem primären Befriedigungserlebnis des Säuglings nicht nur das Konzept der Wunscherfüllung ableitet, sondern auch die Entstehung der sexuellen Erregbarkeit, der erogenen Zonen.

Spur und Umschrift

Mit seiner Sexualtheorie überwindet Freud den Leib-Seele-Dualismus und bietet darüber hinaus – auch wenn das sicherlich nicht in seiner Absicht liegt – Ansatzpunkte zur Formulierung einer exogenen, gesellschaftlichen Konstitution der Sexualität. Dieses Gedankenspiel einer radikalen Dekonstruktion dessen, was uns so naturhaft und unmittelbar gegeben erscheint: die Ebene des Körpers, des Somatischen, kann ich hier nicht weiter vertiefen, sondern nur andeuten, in welche Richtung sich eine konstruktive und weiterführende Auseinandersetzung mit Freuds Texten entwickeln könnte.

Nach wie vor ist es gängig, körperlichen Prozessen die konstitutive Bedeutung für die Sexualität zuzuschreiben; sie bilden die Grundlage, zu der psychische Aktivitäten wie Phantasien hinzukommen und dadurch der menschlichen Sexualität ein spezifisches Gepräge verleihen. Freud neigt in seiner frühen Sexualtheorie dazu, diesen Primat des Körperlichen durch den Primat des Psychischen zu ersetzen. Leider gelingt dieser Perspektivenwechsel nicht vollständig, und daher fiel

Freud in seiner Argumentation immer wieder auf die traditionelle Sichtweise zurück, etwa indem er zeitlebens vergeblich den Ursprung der Sexualität in endogenen, somatischen Prozessen suchte, anstatt das Ursprungsdenken gänzlich zu verwerfen.

Mit dem Konzept der erogenen Zonen bahnte er allerdings den Weg zu einer anderen Sichtweise und er beschreibt, wie der Körper eines Neugeborenen zu einem sexuellen, einem sexuell erregbaren Körper wird. Aus dieser Konzeptualisierung leite ich die These ab, dass die Sexualität, das Streben nach Lust und Befriedigung, dem Körper in einem sozialen Prozess – in der Begegnung eines Säuglings mit einem Erwachsenen – gleichsam eingeschrieben wird.

Das Begehren als Einschreibung zu fassen ist gewiss eine eigenwillige Lesart des Freudschen Textes. Mit dieser These knüpfe ich an frühe Konzeptualisierungen Freuds an, die ihn im Zusammenhang mit dem Gedächtnis und der Entstehung der psychischen Struktur beschäftigten. In einem Brief an Wilhelm Fließ im Jahr 1896 skizziert er seine vollkommenen neuen Ansichten über die Arbeitsweise des Gedächtnisses, das die Wahrnehmungen nicht einfach abbildet, sondern in verschiedenen Zeichensystemen niederlegt. Dadurch wird die psychische Struktur sowohl konstituiert als auch immer wieder verändert: »Du weißt, ich arbeite mit der Annahme, dass unser psychischer Mechanismus durch Aufeinandererschichtung entstanden ist, indem von Zeit zu Zeit das vorhandene Material von Erinnerungsspuren eine *Umordnung* nach neuen Beziehungen, eine *Umschrift* erfährt. Das wesentlich Neue an meiner Theorie ist also die Behauptung, daß das Gedächtnis nicht einfach, sondern mehrfach vorhanden ist, in verschiedenen Arten von Zeichen niedergelegt.« (Freud in Masson, 1986, 217) Obgleich er zum Zeitpunkt des Entstehens an dieses Umschrift-Modell noch ehrgeizige Pläne knüpfte und der Ansicht war, mit den »psychologischen Charakteren der Wahrnehmung und der drei Niederschriften (...) eine neue Psychologie« (ebd., 218) beschreiben zu können, scheint er es nie weitergeführt zu haben.

Ich sehe im Konzept der Interaktionsformen aus der Sozialisationstheorie Alfred Lorenzers eine Ausarbeitung der Freudschen Idee der mehrfachen Kodierung, auch wenn sich Lorenzer nicht darauf bezogen hat. Lorenzer unterscheidet verschiedene Ebenen von Interaktionsformen, die im Verlauf der Ontogenese aus der Interaktionspraxis gebildet werden und die sich meines Erachtens als Umschriften begreifen lassen: bestimmte, sinnlich-symbolische und (sprach-)symbolische Interaktionsformen (Lorenzer, 1977). Diese Formen sind der Niederschlag einer Vielzahl von konkreten, lebensgeschichtlichen Interaktionen zwischen einem Kind und

seinen Bezugspersonen und bilden eine Struktur, die dem weiteren Verhalten und Erleben im Sinne eines Erwartungs- und Orientierungsmusters zugrunde liegt. Im Hinblick auf die hier diskutierte Frage sind vor allem die ontogenetisch frühesten Strukturen oder Interaktionsformen interessant, die auf sensorisch-organismischer, vorschulischer Ebene niedergelegt sind. Als Beispiel kann man etwa die Art und Weise anführen, wie ein Kind von seiner Mutter in den Arm genommen wird. Diese bahnt eine koenästhetische Erinnerungsspur in Form einer Geste, die ebenso das aktive Verhalten des Kindes formt wie auch als passive Erwartung festgehalten wird. Gestützt wird dies durch vielfältige klinische Beobachtungen, dass Mütter meist ein Gefühl fragloser Selbstverständlichkeit haben, wie ihr Kind zu tragen sei. Darin kommen offenbar Erinnerungsspuren an die eigene Kindheit, an die Art und Weise, wie man selbst getragen wurde, zum Ausdruck. Einen eindrucksvollen Beleg für diese koenästhetischen Erinnerungen liefert auch die berühmte Fallgeschichte »Monika« von René Spitz (1959).

Die ungezählten Wiederholungen dieser Interaktionserfahrung schlagen sich in einer Interaktionsstruktur, der »bestimmten Interaktionsform«, nieder. Deren vor-sprachliche, sensorisch-organismische Registrierung ist eine Einschreibung in den Körper, die sich noch ohne reflexives Bewusstsein vollzieht. Über Lorenzer hinausgehend möchte ich die These formulieren, dass diese Nieder- oder Umschriften von sensorischen Interaktionen in ihrer Gesamtheit nicht nur eine Art von Körpergedächtnis strukturieren, sondern darüber hinaus diesen Körper selbst und seine Wahrnehmungsfähigkeiten.

Erogene Zonen

Exemplarisch möchte ich diese Bildung des sexuellen Körpers auf der Grundlage von Erinnerungen an den erogenen Zonen zeigen. Mit diesem Begriff bezeichnet Freud »eine Haut- oder Schleimhautstelle, an der Reizungen von gewisser Art eine Lustempfindung von bestimmter Qualität hervorrufen« (Freud, 1905 d, 84). Entscheidend ist nun, dass diese Lustempfindung nicht primär an der Körperstelle haftet, also nicht von der genetischen Ausstattung des Körpers ausgeht und in irgendeiner Weise ausgelöst wird, sondern durch das Einwirken einer anderen Person erst entsteht.

Als Beispiel dient die Situation des Stillens: Durch das Saugen an der Brust der Mutter werden die Lippen und der Mund des Kindes zu einer erogenen Zone. Die Erfahrung von Befriedigung bildet den kindlichen sexuellen Körper, sie stattet ihn mit einer spezifischen Reizbarkeit oder Erregbarkeit aus. »Anfangs war wohl die

Befriedigung der erogenen Zone mit der Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses vergesellschaftet« (ebd., 82). Diese »Anlehnung« ist ein wesentliches Merkmal der infantilen Sexualität und prädestiniert bestimmte Körperstellen als erogene Zonen. Gleichwohl löst sich die sexuelle Aktivität von diesen Stellen und so kann »ganz wie beim Ludeln jede beliebige andere Körperstelle mit der Erregbarkeit der Genitalien ausgestattet und zur erogenen Zone erhoben werden« (ebd., 84).

Die erogenen Zonen bilden sich somit durch die sexuelle Aktivität, durch die Erfahrung von Lust und Befriedigung, die ihren Ausgang bei den Pflegehandlungen der Erwachsenen nimmt. Dies gilt selbstverständlich nicht nur für das Stillen, sondern für alle körperlichen Berührungen zwischen einem Erwachsenen und einem Kind, beim Wickeln und Baden ebenso wie beim Spielen oder Schmusen. In den ersten Lebensmonaten eines Kindes sind die Interaktionen im wesentlichen körperbezogen. Aus diesen Erfahrungen entwickelt sich ein Körpergedächtnis, das bestimmte Körperstellen auszeichnet, die in besonderer Weise lustempfindlich sind. Diese Sichtweise wird wesentlich durch die Beobachtung gestützt, dass es zwar bestimmte Körperzonen gibt, die bei allen Menschen erogen sind, dass es darüber hinaus aber auch höchst individuelle erogene Zonen gibt, Körperstellen, die bei manchen Menschen Lustempfindungen hervorrufen und bei anderen nicht. Genau dieses idiosynkratische Moment kann nun sicherlich nicht hinreichend mit biologischer Ausstattung erklärt werden – etwa in dem Sinne, dass sich bei manchen Menschen an bestimmten Körperstellen die empfindsamen Nervenendungen häufen, sondern weit plausibler mit unterschiedlichen Interaktionserfahrungen. Jeder Säugling macht jeweils spezifische Erfahrungen im körperlichen Umgang mit seinen Eltern und bildet daher jeweils besondere erogene Zonen aus.

Die erogenen Zonen sind demnach Spuren der Erinnerung an frühere Befriedigungserlebnisse, die in den Körper eingeschrieben sind. Sexuelle Erregbarkeit gründet gemäß dieser Sichtweise nicht in besonderen physiologischen Bedingungen von einzelnen Körperzonen, sondern in unbewussten Erinnerungen, die bei der Stimulierung der erogenen Zonen aktiviert werden können, aber dieser perzeptiven Stimulierung nicht notwendig bedürfen. In der prinzipiellen Unabhängigkeit der sexuellen Erregung von sinnlicher Wahrnehmung und in dem Umstand, dass diese Erregung durchaus auch von Phantasien und Erinnerungen ausgelöst werden kann, besteht meines Erachtens das eigentliche Kriterium menschlicher Sexualität. Das macht die sexuelle Erregung zu einem hochkomplexen, vielschichtigen psychischen Geschehen, das nicht in mechanisch-technischer Weise durch bestimmte Reize aktiviert werden kann. Vielmehr resultiert sie aus einem Zusammenspiel von Phan-

tastie und Erinnerung, das durch taktile und kinästhetische ebenso wie visuelle und auditive Wahrnehmungen intensiviert werden kann.

Erinnerung und Phantasie

Einen Zusammenhang von Erinnerung und Phantasie konzipiert Freud in seinen frühen Schriften: »Ziel scheint die Erreichung der Urszenen zu sein. (...) Die Phantasien sind nämlich psychische Vorbauten, die aufgeführt werden, um den Zugang zu diesen Erinnerungen zu sperren. Die Phantasien dienen gleichzeitig der Tendenz, die Erinnerungen zu verfeinern, zu sublimieren. Sie sind hergestellt mittelst der Dinge, die gehört werden und nachträglich verwertet, und kombinieren so Erlebtes und Gehörtes, Vergangenes (aus der Geschichte der Eltern und Voreltern) mit Selbstgesehenem. Sie verhalten sich zum Gehörten wie die Träume zum Gesehenen. Im Traum hört man ja nichts, sondern sieht« (Freud in Masson, 1986, 255).

Die Phantasie beruht auf Wahrnehmungen wie etwa auditiven Eindrücken, die nachträglich verwertet und ausgestaltet werden. Phantasien sind also – in dieser frühen Sichtweise Freuds – Verarbeitungsformen von Erinnerungsspuren. Dieser lebensgeschichtliche Ursprung der Phantasie wird in Freuds späteren Schriften zunehmend zugunsten universeller, phylogenetischer Phantasiebildungen verworfen, und doch ist er gerade im Hinblick auf das sexuelle Begehren interessant. Während Freud die »Urszene« – der sexuelle Akt zwischen den Eltern als Ursprung der eigenen Existenz – im wesentlichen für die Ätiologie hysterischer Erkrankungen in Betracht zieht, sehe ich sie darüber hinaus vor dem Hintergrund der allgemeinen Verführungsszene zwischen Erwachsenen und Kind als Form der Verarbeitung dieser Verführung. Die Urszene ist damit eine universelle Ausdrucksgestalt sexueller Phantasiebildung, eine Art Prototyp, aus dem sich im Verlauf des Lebens verschiedenste Variationsformen entwickeln. Im Unterschied zu Konzeptualisierungen, welche die Urszene als universelle Struktur oder als phylogenetische Erbschaft verstehen, beruht diese Phantasie meines Erachtens auf konkreten Wahrnehmungen, die gleichwohl in einem gesellschaftlich vorgegebenen Schema – der Triade Vater, Mutter, Kind – organisiert werden. In diese Urszene gehen Wahrnehmungen unterschiedlichster Herkunft ein; die konkrete Wahrnehmung elterlichen Geschlechtsverkehrs ist dabei weder notwendig noch in besonderer Weise förderlich für die Konstruktion dieser Szene. Andererseits haben die konkreten Erfahrungen mit den Eltern und anderen Bezugspersonen große Bedeutung. Insbesondere gilt dies für die Verführungsszenen im Sinne der Allgemeinen Verführungssituation von Laplanche. Diese unbewussten Dimensionen der Eltern-Kind-

Interaktion werden in und mit der Urszene verarbeitet. Diese Szene wird dabei gleichsam zum Organisator, zur Strukturierungshilfe der »rätselhaften« Botschaften, sie bündelt diese Botschaften wie ein Prisma und gibt ihnen auf diese Weise nachträglich eine Form.

Diese Urszenen-Konstrukte verändern sich nun im Laufe der kindlichen Entwicklung und des Erwachsenenalters. Idealtypischerweise unterliegen sie – analog den Erinnerungen – einem permanenten Prozess nachträglicher Umschrift. Sie werden dabei sowohl der jeweils aktuellen kognitiven und affektiven (Entwicklungs-)Lage angepasst als auch entsprechend den Bedürfnissen und insbesondere den unbewussten Konfliktkonstellationen der jeweiligen Gegenwart verändert. »Die Produkte dieser phantasierenden Tätigkeit (...) dürfen wir uns nicht als starr und unveränderlich vorstellen. Sie schmiegen sich vielmehr den wechselnden Lebensindrücken an, verändern sich mit jeder Schwankung der Lebenslage, empfangen von jedem wirksamen neuen Eindruck eine sogenannte »Zeitmarke«. Das Verhältnis der Phantasie zur Zeit ist überhaupt sehr bedeutsam. Man darf sagen: eine Phantasie schwebt gleichsam zwischen drei Zeiten, den drei Zeitmomenten unseres Vorstellens. Die *seelische Arbeit* knüpft an einen aktuellen Eindruck, einen Anlaß der Gegenwart an, der imstande war, einen der großen Wünsche der Person zu wecken, greift von da aus auf die *Erinnerung* eines früheren, meist infantilen, Erlebnisses zurück, in dem jener Wunsch erfüllt war, und schafft nun eine auf die Zukunft bezogene Situation, welche sich als Erfüllung des Wunsches darstellt, eben den Traum oder die Phantasie, die nun Spuren ihrer Herkunft vom Anlasse und von der Erinnerung an sich trägt. Also wird Vergangenes, Gegenwärtiges, Zukünftiges wie an der Schnur des durchlaufenden Wunsches aneinandergereiht.« (Freud, 1908 e, 217 f.)

Wenngleich Freud diese Überlegungen im Zusammenhang künstlerischer Phantastätigkeit anstellt, möchte ich sie auf den Bereich sexueller Phantasien übertragen. Unter »sexuellen Phantasien« verstehe ich dabei nicht nur Phantasien, die einen explizit sexuellen Inhalt besitzen; entscheidender ist vielmehr deren Funktion. »Sexuelle Phantasien« sind demnach solche, die zu sexueller Erregung führen, wobei nicht nur die Phantasie, sondern auch die Erregung unbewusst bleiben kann. Interessant ist vor allem die Spannung zwischen einer permanenten Um- und Neugestaltung der Phantasien im Verlauf des Lebens einerseits und die Unveränderlichkeit der unbewussten infantilen Wünsche andererseits. Wie ich noch genauer ausführen werde, schlagen sich in den sexuellen Phantasien die Befriedigungsmodalitäten der verschiedenen psychosexuellen Entwicklungsphasen nieder.

Ich nehme an, dass im Verlauf der kindlichen Entwicklung die jeweils phasenspezifisch dominierenden Modi – die Oralität, die Analität sowie die Phallizität – auch im Phantasieleben vorherrschen. Während ich diese Modi – von Freud Partialtriebe genannt – als (nachträgliche) Nieder- und Umschriften der infantilen Befriedigungserfahrungen auffasse, sehe ich die Pubertät als entscheidenden Knotenpunkt dieser Umschriften, an dem diese Erfahrungen unter dem Primat des Genitalen neu strukturiert und zur Erwachsenen-Sexualität umgeschrieben werden. Die Partialtriebe erhalten auf diese Weise nachträglich neue Bedeutung.

Im Konzept der Nachträglichkeit liegt meines Erachtens die Pointe der Freud'schen Sexualtheorie. Erstaunlicherweise hat er dieses Konzept, dem in seinen anderen, frühen Schriften so hohe Bedeutung zukommt, in den *Drei Abhandlungen* nirgends berücksichtigt. Ich werde daher diesen Aspekt – die Nachträglichkeit – in die Freud'sche Sexualtheorie eintragen, gewissermaßen als nachträgliche Umschrift dieser Theorie. Wie schon oben beschrieben, werden nach diesem Konzept Erfahrungen, Eindrücke und Erinnerungsspuren zu einem späteren Zeitpunkt aufgrund neuer Erfahrungen oder neu erreichter Entwicklungsstufen umgearbeitet; mit dieser Umarbeitung erhalten die früheren Erfahrungen gleichzeitig neuen Sinn und neue psychische Wirksamkeit. Entscheidend dabei ist die Auflösung linearer Zeitvorstellungen; frühere Erfahrungen werden demnach genauso bedeutsam für spätere wie umgekehrt. Betrachtet man die Sexualität – wie vorgeschlagen – nicht als etwas, das dem Körper »von Natur aus« anhaftet und sich in Reifungsprozessen lediglich entfaltet, sondern als leibliche Einschreibung lustvoller Erfahrungen, erscheint mir gerade ein solcher konstellativer Zeitbegriff sinnvoll zum Verständnis menschlicher Sexualität, weil in jeder sexuellen Aktivität zahlreiche Erfahrungen, die zu unterschiedlichsten Zeiten gewonnen wurden, zusammentreffen und in einer neuen Umschrift verarbeitet werden.

Die infantile Sexualität

Die bedeutendste Errungenschaft der Freud'schen Sexualtheorie ist wohl die Konzeptualisierung der infantilen Sexualität. Sie gehört zwar für Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen nach wie vor zum unbestrittenen Theoriebestand, aber es scheint doch zunehmend unklarer zu werden, was mit diesem Konzept eigentlich gemeint ist. Wie manifestiert sich die kindliche Sexualität? Ist den infantilen Verhaltensäußerungen überhaupt ein sexueller Charakter zuzuschreiben oder handelt

es sich nicht vielmehr um die (Rück-)Projektionen Erwachsener? Es gibt viele empirische psychoanalytische Studien zu diesen Fragen; am bekanntesten sind wohl die klassischen Untersuchungen von Spitz (1962), Spitz und Wolf (1949) oder Kleeman (1966; zur Übersicht vgl. Mertens, 1992 a).

Doch lassen sich solche Fragen empirisch kaum entscheiden. Man braucht nicht erst in die Details empirischer Forschung einzusteigen und zu diskutieren, ob die einzelnen Forschungsdesigns angemessen sind. Sobald Bedeutung oder innere, nicht beobachtbare Konzepte wie Phantasien ins Spiel kommen, braucht Forschung sprachfähige Akteure, die Auskunft geben können, und das können Säuglinge oder Kleinkinder eben gerade (noch) nicht. Auch die Erinnerungen Erwachsener oder älterer Kinder, die bei solchen Forschungsfragen gern als Ersatz genommen werden, wirken wenig zuverlässig und sind oft stärker von aktuellen Diskursen als von tatsächlichem früheren Geschehen geprägt (zur Problematik dieser Studien vgl. Schurke, 2005). So bleibt nur der Vergleich der verschiedenen Argumentationen im Hinblick auf die Frage, was es denn allgemein für eine Konzeption vom Menschen und speziell für die Auffassung von Sexualität bedeutet, ob man dem Säugling bereits sexuelles Erleben und Verhalten zuschreibt oder nicht.

Ein erweitertes Verständnis von Sexualität war für Freud zentrales Anliegen: Sie sei weder auf das Erwachsenenalter noch auf Genitalität zu reduzieren, sondern umfasse ein weites Spektrum an Lust- und Befriedigungsmöglichkeiten – das heißt, sie besitze sogenannten »polymorph-perversen« Charakter – und beginne schon mit den ersten Lebensäußerungen eines Kindes, also mit dem Säugen. Die Bezeichnung »polymorph-pervers« mag abwertend klingen; aber Freud benutzt den Terminus »pervers« nicht in wertender Absicht, sondern allgemein – nicht nur bei der kindlichen Sexualität, sondern auch bei den sogenannten Perversionen – zur Beschreibung von Sexualformen, die nicht dem Ziel der Fortpflanzung dienen. Als »polymorph« werden die vielen unterschiedlichen Ausdrucksformen der kindlichen Sexualität beschrieben. In Freuds Verständnis ist die infantile Sexualität sehr deutlich von der Erwachsenensexualität geschieden. Darüber hinaus wird sie als autoerotisch konzipiert.

Bevor ich mich der Problematik der Freudschen Argumentation zuwende, betrachte ich zunächst, was damit gewonnen werden kann. Mit der Annahme einer infantilen Sexualität wird eine Klammer zwischen kindlichem und erwachsenem Verhalten aufgespannt. Dies eröffnet den Blick zum einen auf ein Kontinuum sexuellen Erlebens und Verhaltens und zum anderen auf seine Vielgestaltigkeit. Sexualität

tät wird nicht auf eine biologische Fortpflanzungsfunktion beschränkt, sondern äußert sich in verschiedenen, psychisch gleichwertigen Formen. Dies betrifft sowohl hetero- und homosexuelle Objektwahl als auch die sogenannten Perversionen. Dieses ursprünglich breit angelegte, nicht konventionell wertende oder hierarchisierende Sexualitätskonzept, wie es sich insbesondere in der ersten der *Drei Abhandlungen* findet, hat Freud allerdings immer wieder selbst zurückgenommen und dem damaligen »common sense« angenähert. Dabei bietet es eine Reihe von Vorteilen; ich möchte es daher wieder aufgreifen und weiter ausarbeiten.

Von besonderer Bedeutung erscheint mir, dass dieses Modell eine normative Hierarchisierung von sexuellem Erleben und Verhalten vermeidet. Die Möglichkeit der Konzeptualisierung von psychisch gleichwertigen sexuellen Formen erfordert ein Konzept von Sexualität, das nicht erst im Erwachsenenalter, also mit der Pubertät, der geschlechtlichen Reifung, ansetzt. Denn mit dem Primat der Genitalität geht zwangsläufig ein Primat der Fortpflanzungsfunktion einher, dem andere Formen untergeordnet wären. Unter dem Aspekt der psychischen Gleichwertigkeit lässt sich auch die Frage nach der Pathologisierung sexuellen Verhaltens und Erlebens noch einmal anders stellen. So ist – wie allgemein nach psychoanalytischem Krankheitsverständnis – nicht ein spezifisches Verhalten als pathologisch anzusehen, sondern im wesentlichen bestimmt die Funktion, die dieses Verhalten hat, ob eine Krankheit vorliegt oder nicht. Dementsprechend kann auch die Grenze zwischen sogenannt normalem und abweichendem oder pathologischem Verhalten nur im Einzelfall und nicht allgemein festgelegt werden.

Das Konzept der infantilen Sexualität lässt sich paradigmatisch in zwei große Gruppen unterteilen: in eine homologe und eine heterologe Position (Schmidt, 2005). Die erste Gruppe findet sich vor allem im Bereich der Sexualwissenschaften und geht auf Albert Moll zurück, der Anfang des 20. Jahrhunderts ein umfassendes Werk zum kindlichen Sexualleben verfasste (Moll, 1909). Er betont die strukturelle Ähnlichkeit von kindlicher und erwachsener Sexualität und interessiert sich vor allem für die quantitativen Unterschiede. Kindliche Sexualität bezeichnet er als Vorform der späteren Sexualität der Erwachsenen. Diese Betrachtungsweise wird von Molls Zeitgenossen wie Havelock Ellis und späteren Forschern wie John Bancroft bis hin zu heutigen, empirisch arbeitenden Wissenschaftlern wie Alfred Kinsey weitergeführt. Untersucht werden sowohl sexuelle Verhaltensweisen (wie Masturbation oder sexuelle Aktivitäten mit anderen) und sexuelle Reaktionen (wie Orgasmus, Erregung, Erektion) als auch psychosexuelle Aspekte (wie Phantasien) oder soziosexuelle Phänomene (wie Verliebtsein). Methodisch überwiegen Beobachtung

und Befragung von Bezugspersonen oder retrospektive Interviews. Es herrscht Konsens unter Sexualwissenschaftlern und Sexualwissenschaftlerinnen, dass schon bei Kleinkindern fast alle sexuellen Äußerungen wie bei Erwachsenen zu beobachten sind, von sexueller Neugier über Erregung bis hin zum Orgasmus mit allen Kennzeichen wie »verlorenem Blick«, Beschleunigung der Atmung und Muskelspasmus. Diese Verhaltensäußerungen unterscheiden sich vom Erwachsenen in ihrer Häufigkeit, sie seien weit seltener und weit weniger zielgerichtet. So erinnern sich etwa 60 Prozent der heutigen jüngeren Erwachsenen an präpuberale sexuelle Spiele mit anderen, etwa 40 Prozent an präpuberale Masturbation (Schmidt, 2005). Die Häufigkeit nehme im Vergleich zu Kinseys Befragungen zu mit deutlicher Angleichung der Angaben von Frauen und Männern (Bancroft, 2003). Damit seien auch bei Kindern dieselben Trends zu erkennen, die den Wandel sexuellen Verhaltens bei Erwachsenen und Jugendlichen kennzeichneten: Liberalisierung und »gender equalization« (Schmidt, 2004). Offen bleibe allerdings, ob sich hier tatsächlich das Verhalten geändert habe oder nicht einfach die Erinnerung je nach den aktuellen Diskursen. Denn im Zuge der Liberalisierung seien gegenwärtig solche Erinnerungen im Unterschied zu früher nicht nur völlig unproblematisch, sondern wahrscheinlich sogar sozial erwünscht. Weiterhin ergäben Untersuchungen nur geringfügige Unterschiede von gleich- und gegengeschlechtlichem Sex im Kindesalter sowie eine stetige Zunahme von sexuellen Aktivitäten zur Pubertät hin. Die psychoanalytische Annahme einer Latenzzeit lasse sich demnach empirisch nicht bestätigen (Schmidt, 2005).

So informativ eine solche quantifizierende Betrachtungsweise auch ist, die Ebene von Bedeutungen bleibt dabei weitgehend ausgeblendet. Selbst wenn ähnliche sexuelle Verhaltensweisen bei Kindern und Erwachsenen zu beobachten sind, ist kaum zu erwarten, dass sie auch dasselbe bedeuten. Der lebensgeschichtliche Wandel der Bedeutungen, die Rolle der (sich ändernden) Phantasie sowie insgesamt der Einfluss der Persönlichkeitsentwicklung auf das sexuelle Erleben und Verhalten wird von Vertretern und Vertreterinnen der homologen Position zu wenig berücksichtigt. Sexualität ist in diesen Forschungen nur eine von anderen Erlebens- und Verhaltensbereichen weitgehend isolierte Variable. So ist Gunter Schmidt zuzustimmen, wenn er den Beitrag der homologen Position zur sexuellen Sozialisation insgesamt als unterkomplex bezeichnet (Schmidt, 2005).

Die Ebene der Bedeutungen ist dagegen das Feld der heterologen Position, als deren prominenteste Ausgestaltung die Freudsche Konzeption gelten kann. Entscheidend bei dieser Position ist die klare Unterscheidung zwischen infantiler und

erwachsener Sexualität, die allerdings von manchen Autoren und Autorinnen teilweise so rigide vorgenommen wird, dass schließlich unklar ist, ob es sich bei den kindlichen Verhaltensaussagen überhaupt um Sexualität handelt. Im Unterschied zu Vertretern der homologen Position lehnt Freud es ab, das Sexuelle auf das Genitale und auf die Fortpflanzungsfunktion zu reduzieren (Freud, 1916–17 a, 331). Damit steht man allerdings vor der schwierigen Aufgabe, dass plausibel gemacht werden muss, weshalb lustpendende Aktivitäten des Kindes, die auf den ersten Blick nicht sexuell erscheinen, »sexuell« genannt werden.

In seinen *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* diskutiert Freud die Schwierigkeit, das Sexuelle präzise zu bestimmen, und schlägt schließlich vor, auf Definitionsversuche ganz zu verzichten. Statt dessen schildert er »abweichende« Sexualbetätigungen und macht ihren Zusammenhang mit der sogenannten »normalen« Sexualität deutlich. Über die Perversionen kommt Freud zur kindlichen Sexualität mit der Annahme, dass »alle Perversionen in der Kindheit wurzeln« (Freud, 1916–17 a, 321). Genaue Beobachtungen hätten ihn zu dieser Annahme geführt; perverse Sexualität sei nichts Anderes als die »vergrößerte, in ihre Einzelregungen zerlegte infantile Sexualität« (ebd.). Entsprechend nennt er die infantile Sexualität »polymorph pervers«; hinzuzufügen ist möglicherweise zum besseren Verständnis, dass die Bezeichnung »pervers« nicht im abwertenden, umgangssprachlichen Sinne gemeint ist, sondern alle sexuellen Formen umfasst, die nicht auf die genitale, potenziell reproduktive Vereinigung von Mann und Frau zielen. Im Unterschied zu vielen empirischen Forschern räumt Freud ein, dass diese Beobachtungen bei Säuglingen im wesentlichen auf Deutungen beruhen – in diesem Fall auf Deutungen, die sich in analytischen Prozessen durch Rückverfolgung vom Symptom her ergeben. Dieses Vorgehen ist bekanntlich äußerst angreifbar. Doch der positivistische Anspruch einer theoriefreien oder -unabhängigen Beobachtung, der immer wieder in der empirischen Säuglingsforschung erhoben wird, ist auch nicht zu halten. Das führt wieder zurück zu dem Punkt, dass die Frage, ob es eine kindliche Sexualität gibt, empirisch nicht zu beantworten ist. Man kann nur prüfen, ob es ein theoretisch sinnvolles Konstrukt ist. In welcher Weise es sinnvoll sein kann, habe ich oben schon kurz angedeutet: Mit dem Konzept infantiler Sexualität lässt sich – jenseits von plötzlich einsetzenden, endogenen Reifungsvorgängen – begründen, wie erwachsene Sexualität entsteht oder sich entwickelt. Auf diese Weise kann man vermeiden, Sexualität auf die Reproduktionsfunktion zu reduzieren, was bei der Argumentation mit Reifungsvorgängen unumgänglich wäre. Dies wiederum ermöglicht eine nicht normative, nicht wertende Konzeptualisierung

gleichwertiger Sexualformen. Das gilt gleichermaßen für Hetero- und Homosexualität wie auch für sogenannte »Perversionen«. All diese Formen können Krankheitswert annehmen, sind aber nicht von vornherein als pathologisch zu betrachten. Was inzwischen für die Homosexualität außer Frage steht – zumindest gibt es heute darüber einen breiten Konsens, dass es sich nicht um eine Krankheit handelt –, erscheint bei den »Perversionen« noch nicht ausgemacht. Einerseits erweckt die Verbreitung sogenannter »Neosexualitäten« (Sigusch, 2005) den Eindruck, als hätten ehemals als »pervers« gezielte Sexualformen inzwischen den mainstream erreicht. Andererseits lässt die Umbenennung der früheren »Perversionen« im internationalen Diagnosemanual ICD-10 in Paraphilien oder Störungen der Sexualpräferenz darauf schließen, dass nach wie vor bestimmte Sexualpraktiken wie Fetischismus, Voyeurismus oder Sadomasochismus per se (wenn auch erst von einem gewissen Ausmaß an) für pathologisch gehalten werden und nicht erst dann, wenn sie – wie nach psychoanalytischem Krankheitsverständnis – eine spezifische (Abwehr-)Funktion im psychischen Haushalt haben. Diese Klassifikation belegt einmal mehr, dass ein nicht normativer Sexualitätsbegriff in der klinischen Praxis noch aussteht. Das Konzept infantiler Sexualität kann zu einem solchen Sexualitätsbegriff beitragen.

Einen besonders deutlichen Unterschied zwischen infantiler und erwachsener Sexualität konzipierte Sándor Ferenczi (1933) in seinem berühmten Aufsatz »Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind«. Ferenczi kann damit – mehr noch als Freud – als dezidiertem Repräsentant einer heterologen Position gelten. Mit diesem Aufsatz knüpfte Ferenczi an die Freudsche Verführungstheorie wieder an und betonte, wie wichtig das »exogene Moment« für die kindliche Sexualentwicklung ist. Da man nach der Revision der Verführungstheorie durch Freud zunehmend den dispositionellen und konstitutionellen Faktoren die entscheidende Rolle in der Ätiologie der Neurosen zuschrieb, erinnert Ferenczi noch einmal an die zahllosen faktischen Vergewaltigungen, die an Kindern begangen wurden, und die verheerenden Auswirkungen auf die psychische Struktur. Er unterscheidet die kindliche Sprache der Zärtlichkeit von der Sprache der Leidenschaft der Erwachsenen und beschreibt die Psychodynamik einer »Missbrauchsbeziehung« wie folgt: Im Unterschied zu einer unproblematischen, liebevollen Beziehung zwischen einem Kind und einem Erwachsenen, deren gemeinsames Spielen durchaus auch erotische Züge annehmen könne, die jedoch auf der Ebene der Zärtlichkeit blieben, sei der sexuelle Missbrauch durch ein Überschreiten dieser Grenze gekennzeichnet; das Kind werde mit einer sexuell reifen Person verwechselt. Es

reagiere darauf nun nicht – wie eigentlich zu erwarten – mit Ablehnung oder Abscheu, sondern sei durch ungeheure Angst regelrecht paralytisiert. Diese Angst zwingt das Kind, sich dem Willen des Angreifers unterzuordnen, dessen Wünschungen zu erraten und zu befolgen, das heißt, sich mit ihm zu identifizieren. Durch die Introjektion des Angreifers verschwinde er als äußere Realität und werde innerpsychisch; die frühere Zärtlichkeitsebene könne auf diese Weise aufrecht erhalten werden. Die Introjektion des Angreifers umfasse auch dessen Schuldgefühl, so dass sich das Kind durch den Übergriff nicht nur bedroht, sondern auch schuldig fühle: »Das missbrauchte Kind wird zu einem mechanisch-gehorsamen Wesen, ... sein Sexualleben bleibt unentwickelt oder nimmt perverse Formen an« (Ferenczi, 1933, 309).

Diese Identifizierung mit dem Angreifer, zu der ein noch schwaches, wenig entwickeltes Ich gezwungen werde, ist inzwischen von der Traumaforschung vielfach bestätigt worden. Sie ist ein grundlegender Mechanismus in der Traumaverarbeitung, mit dem sich das Ich vor weiterer Regression oder Fragmentierung zu schützen sucht. Eher umstritten ist dagegen Ferenczis Differenzierung zwischen Zärtlichkeit und Leidenschaft (vgl. etwa die Kritik bei Laplanche, 1988). Mit Freud weist Ferenczi zu Recht darauf hin, dass der Objektliebe ein Stadium der Identifizierung vorausgehe; dieses bezeichnet er als Stadium der passiven Objektliebe oder der Zärtlichkeit. Nun ist allerdings die Frage, womit sich das Kind identifiziert. Das sexuelle Begehren des Erwachsenen umfasst sowohl Zärtlichkeit als auch Leidenschaft. Beide sind indes so miteinander amalgamiert, dass schwer vorstellbar ist, ein Kind könne beide Bereiche trennen und sich nur mit der Zärtlichkeit identifizieren. So räumt auch Ferenczi in einem Nachtrag zu seinem Aufsatz selbst ein, dass er die Unterscheidung zwischen Zärtlichkeit und Leidenschaft nur deskriptiv vorgenommen habe, dass aber die Frage nach dem »Wesen des Unterschieds« offen bleibe (Ferenczi, 1933). Die entscheidende Differenz sieht er im Schuldgefühl, welches das Liebesobjekt in der Erotik Erwachsener zum Gegenstand ambivalenter Gefühlsregungen mache, während der Zärtlichkeit des Kindes diese Ambivalenz fehle. Doch auch dieses Unterscheidungsmoment darf man nur bei sehr kleinen Kindern annehmen, weil sich das Schuldgefühl mit der Konstitution des Gewissens etwa im dritten Lebensjahr einstellt. Ambivalenzen dagegen finden sich schon in der Oralität, im sogenannten oralen Sadismus, den ich weiter unten ausführlicher darstelle. Auch das nächste Kriterium, das Ferenczi zur Unterscheidung infantiler und erwachsener Sexualität nennt, ist fraglich: So bleibe die kindliche Erotik auf dem »Vorlustniveau« und kenne Befriedigung nur im Sinne von »Sättigung«, nicht

aber die ›Vernichtungsgefühle‹ des Orgasmus. Ferenczi führt diese Vernichtungsgefühle nicht weiter aus, bezieht sie aber vermutlich auf das Gefühl der Auflösung von Ich-Grenzen. Auch wenn empirisch nicht festzustellen ist, wie das Kind einen Orgasmus erlebt, kann man doch davon ausgehen, dass dem Kind solche ›Vernichtungsgefühle‹ nicht fremd sind. Ich nehme vielmehr umgekehrt an, dass diese ›Vernichtungsgefühle‹ beim Orgasmus Erwachsener Relikte aus sehr frühem Kindheitsleben sind.

Varianten infantiler Sexualität

Oralerotik

Die erste Sexualbetätigung des Kindes wird im Saugen und Lutschen oder – in Freud'scher Ausdrucksweise – im Ludeln und in der Einverleibung von Objekten gesehen. Das Sexuelle zeige sich dabei in Anlehnung an andere lebenswichtige Funktionen, in diesem Falle an das Bedürfnis nach Nahrungsaufnahme. Zunächst trete es mit der Nahrungsaufnahme zusammen auf, dann werde es von ihr abgetrennt und unabhängig. Der sexuelle Wunsch bestehe in der Besetzung einer Erinerungsspur – wie Freud dies im Zusammenhang mit dem primären Befriedigungserlebnis in der *Traumdeutung* beschrieb. Während der Hunger durch Nahrung gestillt werden könne, bleibe das Ludeln unstillbar, es trete immer wieder von Neuem auf, auch wenn es eine Zeitlang Befriedigung verschaffen konnte.

Die prinzipielle Unstillbarkeit unterscheidet die Lust – und damit das Sexuelle – vom Bedürfnis. Die Erfahrung von Lust und Befriedigung stattet den kindlichen Körper mit Erregbarkeit aus, und es bilden sich – zunächst in der Mund- und Lippenregion – erogene Zonen.

Freud sieht im Saugen an der Brust der Mutter den Ausgangspunkt der Sexualentwicklung, »das unerreichte Vorbild jeder späteren Sexualbefriedigung« (Freud, 1916 – 17 a, 325). Die Brust sei das erste Objekt des Sexualtriebs, das im Verlauf des Lebens auf vielfältige Weise gewandelt und ersetzt werde. Eine erste Ersetzung und Wandlung sei die Tätigkeit des Lutschens, mit dem sich das Kind von der Mutterbrust unabhängig mache, indem es sie durch einen Teil des eigenen Körpers (die Zunge, den Daumen) ersetze. Der Lustgewinn werde somit von der Zustimmung der Außenwelt unabhängig.

Mit dieser Unabhängigkeit ist ein entscheidendes Kennzeichen infantiler Sexualität benannt: ihr sogenannter Autoerotismus. Die kindliche Sexualität sucht und findet ihre Objekte am eigenen Körper. So überzeugend es ist, das Saugen an der

Mutterbrust als erste Sexualbetätigung des Säuglings zu konzipieren, so wenig plausibel erscheint die weitere Argumentation Freuds, die nach meiner Ansicht zu sehr das kindliche Streben nach Unabhängigkeit und den Autoerotismus betont und dabei die konstitutive Funktion der Mutter oder der Stillszene in den Hintergrund drängt. Geht man dagegen vom Primat des Anderen aus, erscheint nicht die Brust als erstes Objekt des – in dieser genannten Weise nur als biologische Anlage denkbaren – Sexualtriebs, sondern die ›Brust‹ (*pars pro toto* für die Still- oder Fütterungsszene) bringt umgekehrt den Sexualtrieb – das sexuelle Begehren – erst hervor. Der Autoerotismus ist insofern eine sekundäre Erscheinung, eine Antwort auf das Begehrtwerden und den damit verbundenen Verlust durch die immer wieder notwendige Trennung von der ›Brust‹. Die Lust entsteht als Erinnerung an die Befriedigungserfahrung, pointiert formuliert: die Befriedigung geht der Lust voraus, wie Freud das selbst auch am Beispiel des primären Befriedigungserlebnisses in der *Traumdeutung* (1900 a) dargestellt, aber einige Jahre später offenbar wieder vergessen hat. Das Streben des Kindes zielt auf eine (Wieder-)Herstellung der Wahrnehmungsidealität mit der ursprünglichen Befriedigung, die aber nie erreicht werden kann; insofern ist die Lust oder das Begehren unstillbar und zugleich nicht stillzustellen. Diese Suche setzt am Beginn des Lebens ein und dauert bis zum Tod. Von ihrer Struktur und ihrer Funktion her unterscheidet sich die infantile Sexualität somit nicht von der der Erwachsenen, auch wenn sie andere Formen (und damit verbunden auch weitere Funktionen) aufweist.

Nun könnte man diskutieren, ob dieses Streben nach Lust und Befriedigung zu Recht ›sexuell‹ genannt wird. Es gibt Autoren, die dies mit Bezug auf empirische Untersuchungen bestreiten (vgl. etwa Dornes, 2005), ohne allerdings anzugeben, wie man es denn alternativ nennen sollte. Doch auch abgesehen davon ist dieser Bezug auf empirische Studien äußerst fragwürdig, weil das Konstrukt infantile Sexualität – wie andere psychologische Konstrukte auch – in hohem Maße deuthängig ist und aus dem konkreten, beobachtbaren Verhalten erschlossen werden muss. Das gilt für die Intelligenz ebenso wie für das Bindungsverhalten und die Sexualität. Darin zeigen sich keine Tatsachen, die empirisch zweifelsfrei belegt werden können, sondern nur mehr oder weniger sinnvolle Annahmen. Während es nun – wie oben schon ausgeführt – für die Annahme einer infantilen Sexualität mehrere Vorteile im Hinblick auf eine Theoriebildung gibt, sehe ich nicht, welche Vorteile es umgekehrt für eine Theorie des Menschen brächte, ein Kind nicht als sexuelles Wesen zu betrachten. Eine solche Begründung steht bisher noch aus.